Kriegsvorträge in der Heimat

2

I. Die Sicherung unserer Volksernährung 1917/18

Vortrag 1—7 zur Aufklärung der Landbevölkerung

Vortrag 8—11 zur Belehrung der städtischen Verbraucher

II. Die Kriegslage vor der Entscheidung

3. Auflage. (5.—9. Tausend)

1 9 1 7

.Gladbach, Volksvereins-Verlag GmbH.

1. Arbeitsleistung, Lohn und Lebenshaltung der Arbeiter in der Kriegsindustrie

Inhalt: Erster Teil: Arbeitsleistung: 1. Ihr Wert im allgemeinen. 2. Umfang und Schwere der Arbeitsleistung; die Frauenarbeit in der Kriegsindustrie; die Schwerindustrie. — Zweiter Teil: Die Lohnverhältnisse: 1. Die Veröffentlichungen der Krankenkassen. 2. Die Lohnstatistik der Berufsgenossenschaften. 3. Die Kriegslöhne in der Schwerindustrie. 4. Der Familienlohn. — Dritter Teil: Die Lebenshaltung: 1. Die Kosten der Nahrungsmittel; Notlage in den Industriebezirken. 2. Die Bedeutung der Lebensmittelkosten im Arbeiterhaushalt. Die Lehren aus diesen Tatsachen.

Von der größtmöglichen Arbeitsleistung der Arbeiter in der Kriegsindustrie hängt es nicht zuletzt ab, ob Deutschland in dem entscheidenden Ringen des dritten Kriegsjahres obsiegt. Die Technik und Fabrikation der ganzen Welt unserer Feinde ist unausgesetzt und angestrengt tätig, uns durch maschinelle Mittel und durch die Fülle der Munition zu Boden zu zwingen. Wenn demgegenüber die Kraft des deutschen Industriearbeiters nicht auch das Äußerste tut, sind wir verloren. Diese Tatsache haben uns die Äußerungen Hindenburgs, Gröners und des Reichskanzlers zu den kurzen Streiks bewiesen, welche von gewissen verblendeten Agitatoren in verbohrtem Fanatismus am Tage der Kürzung unserer Brotrationen inszeniert worden waren. Die öffentliche Meinung hat sich darum einig gegen diese Streiks erhoben, darunter auch die verantwortlichen Gewerkschaftsführer. Es versteht sich von selbst, daß alle Landwirte ebenso denken. Sie fühlen sich verpflichtet, alle ihre Kräfte einzusetzen, um die nötigen Nahrungsmittel zu erzeugen. Sie rechnen gleicherweise auf den rückhaltlosen Dienst der Arbeiter zum Schutze unseres gesamten Vaterlandes. Zur gerechten Beurteilung dieser Streiks darf allerdings nicht übersehen werden, daß selbst die Wirrköpfe, welche einen solchen Streik inszenierten, auch den tatsächlichen augenblicklichen Agitationserfolg von heute nicht einmal gehabt haben würden, wenn die Arbeiter in der Kriegsindustrie nicht unter den Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung besonders schwer zu leiden hätten. Demnach hat die Gesamtheit, ganz besonders aber die Landwirtschaft, die sich für die Lebensmittelversorgung unserer Kriegsindustrie heute verantwortlich fühlt, das allergrößte Interesse an einem möglichst genauen Einblick in die derzeitige Lage unserer Industriearbeiter, das um so mehr, als allerhand Gerede, Übertreibungen und Verallgemeinerungen manches Zerrbild über die Lebensmittelverhältnisse der Industriebevölkerung geschaffen haben.

Erster Teil: Die Arbeitsleistung

1. Ihr Wert im allgemeinen

Als sich zu Beginn des Krieges der Ring unserer Feinde um die deutschen Grenzen herum immer fester schloß, als es klar wurde, daß England seinen Kriegsplan auf die Aushungerung der deutschen Bevölkerung aufbaute, da schwellte ein gewisser Stolz die Brust der deutschen Bauern. Und das mit Recht. Jetzt, so sagten sich die Bauern, wird alle Welt in Deutschland einmal klar erkennen, was der Bauer wert ist, und es gab damals auch nur eine Stimme der Wertschätzung der deutschen Landwirtschaft und jener Landwirtschaftspolitik, die ihr Leben und Wachstum im letzten Jahrzehnt ermöglicht hat. Wir Landwirte hoffen auch mit Zuversicht, daß diese Erkenntnis nach dem Kriege in der kommenden Friedenszeit genau wie alle andern Kriegserfahrungen ebenfalls ihre Früchte zeitigen wird. Soll das geschehen, dann müssen wir uns allerdings auch über eine andere ebenso wichtige Tatsache klar werden. Nicht weniger wichtig als die deutsche Selbsterzeugung der Lebensmittel ist unsere deutsche Industrie, und zwar in ihrem vollen Umfange, wie sie heute besteht. Ebensowenig wie wir Brotgetreide und Futter- und Düngemittel im Kriege vom Auslande beziehen konnten, ebensowenig konnten wir nach Art der Franzosen und Engländer unsere Kanonen, Munition und allerhand Kriegsmaterial vom Ausland herholen, wir mußten und müssen alles selber schaffen. Und wenn etwas den jetzigen Weltkrieg charakterisiert, so die Tatsache, daß er trotz des riesigen Einsatzes von Menschen in der Hauptsache ein Krieg der modernen Technik ist. Stände die deutsche Industrie: die Chemie, der Bergbau, Hütten- und Walzwerke, Kanonen- und Geschoßfabrikation nicht so hoch, hätten sie nicht die Millionen von Arbeitskräften zur Verfügung, der Krieg wäre heute für Deutschland längst verloren! Wie mancher Bauer hat angesichts der Lebensmittelnot der Städte bei sich nicht oft gedacht oder auch zu seinem Freunde und Bekannten gesagt: „Was brauchen sie auch alle in die Städte und in die Industrie abzuwandern; sie hätten auf dem Lande bleiben sollen!" Wie wäre es aber heute um unsere Kriegsindustrie bestellt, wenn unsere deutsche Industrie weniger lebensfähig und weniger leistungsfähig wäre? Warum kann Rußland trotz all seiner Soldatenmassen in der Kriegsleistung nicht mehr beibleiben? Weil es zu 80 Prozent landwirtschaftlich ist und daher seine Kriegsindustrie versagen mußte, nachdem das Ausland nicht genügend Kanonen und Munition heranschaffen konnte dank der Schließung der Dardanellen und der Arbeit unserer Tauchboote. Deutschlands Kraft in diesem Weltkrieg steht zu gleichen Teilen auf seiner Kapitalkraft, auf seiner industriellen Leistung und ebensosehr auf seiner landwirtschaftlichen Eigenproduktion. Alle drei Vorbedingungen sind nach der Seite der materiellen Kriegsmittel gleich wichtig und wertvoll, ja, die Landwirtschaft selbst würde ohne eine ganz besonders leistungsfähige deutsche Kriegsindustrie in der heutigen Zeit versagen müssen. Dafür nur ein drastisches Beispiel:

Den chemisch gebundenen Stickstoff, den wir für die Zwecke unserer Munitionserzeugung wie auch als Kunstdünger im Dienste der Landwirtschaft gebrauchen, bezogen wir vor dem Kriege fast ausschließlich aus Chile, den

bekannten Chile-Salpeter. Die Einfuhr darin betrug 850 000 Tonnen pro Jahr, d. h. etwa ein viertel Zentner auf den Kopf der Bevölkerung. Um wieviel größer hätte sie sein müssen jetzt im Kriege! Mit einem Schlage fiel diese ganze Zufuhr fort. Die deutsche chemische Industrie hat Ersatz geschaffen, indem sie den Stickstoff aus der Luft gewann und durch Verbindung mit Sauerstoff die nötige Salpetersäure herstellte. Reichten auch die hergestellten Mengen nicht sofort aus, weil die nötigen Anlagen neu geschaffen werden mußten, weil es an Arbeitskräften fehlte und weil vor allem der Bedarf des Heeres ein so gewaltiger war und allem andern voranging, so ist doch klar, ohne die Unterstützung dieser chemischen Industrie würde auch die Landwirtschaft beim Abschluß vom Weltmarkt selbst die kriegswirtschaftlichen Produktionsergebnisse nicht erzielen können. Mit Fug und Recht kann man zusammenfassend sagen: ohne unsere hochentwickelte deutsche Industrie heute keine hinreichende landwirtschaftliche Produktion, ohne sie nicht genügend Kanonen und Gewehre, nicht genug U-Boote, nicht hinreichend Waffen. Ohne die starke und leistungsfähige deutsche Industrie wären wir in diesem Weltkrieg längst verloren. Wir haben davon keinesfalls zuviel. (Vgl. hierzu den Vortrag „Der Sieg deutscher Technik", herausgegeben vom Kriegspresseamt Berlin.)

2. Umfang und Schwere der Arbeitsleistung in der Kriegsindustrie

Die deutsche Kriegsindustrie hat fortgesetzt ihre Leistungen steigern müssen und zwar in ganz gewaltig großem Umfange. Man braucht nur an das Hindenburg-Programm zu erinnern, das geradezu eine Verdoppelung der Kriegsleistungen unserer Industrie vorsah. Diese sprunghafte und gewaltige Steigerung der Arbeitsleistung in der Industrie mußte durchgeführt werden, trotzdem die Arbeitskräfte weniger und geringwertiger geworden waren wie in der Friedenszeit. In der Hinsicht hat's die Industrie nicht besser gehabt wie die Landwirtschaft. Das Resultat war darum auch hier gewaltige Überarbeit, Nacht- und Sonntagsarbeit und eine bisher nie dagewesene Anspannung der weiblichen Arbeitskräfte.

Die Frauenarbeit in der Kriegsindustri

verdient eine besondere Würdigung. Auch auf dem Lande werden die Frauen heute bis zum äußersten angestrengt. Das ist nicht minder der Fall in der Kriegsindustrie. Schon das Anwachsen der weiblichen Arbeitskräfte in der Industrie zeigt das klar, wie die folgende Tabelle nachweist:

Weibliche Arbeitskräfte	In Prozenten der Gesamtarbeiterschaft am 1. Juli 1914	Oktober 1916
in Land- und Forstwirtschaft	32 Proz.	45 Proz.
Hütteninduftrie und Metallverarbeitung	7 „	19 „
Elektrische Industrie	24 „	55 „
Chemische Industrie	7 „	23 „
Textilindustrie	54 „	64 „
Nahrungs- und Genußmittelindustrie	48 „	60 „
Bekleidungsindustrie	55 „	64 „
Holzindustrie	15 „	26 „

Diese riesigen Massen weiblicher Arbeiter sind nur dadurch zu gewinnen gewesen, daß auch die verheirateten Frauen zu vielen Tausenden in die Kriegsfabriken strömten. Diese Frauen haben ihre lange Arbeitszeit in der Fabrik. Diese Fabrik aber muß ihre Belegschaft von Arbeitskräften weither holen. So fahren beispielsweise die in den Spinnereien und Webereien des Gladbacher und Rheydter Bezirks arbeitslos gewordenen Arbeiterinnen und Frauen und die Kriegerfrauen dieses Bezirks mit Arbeiterzügen, die schon frühmorgens zwischen 4 und 5 Uhr das Gladbacher Industrierevier verlassen, nach Düsseldorf in die Munitionsfabriken, von wo sie erst spät abends zurückkehren. Daneben will auch das Hauswesen nicht ganz vernachlässigt werden. Wenn auch die Kinder tagsüber in irgenwelchen Kinderhorten und Bewahrschulen untergebracht worden sind oder bei Nachbarn, so muß doch gereinigt, gekocht, geflickt werden. Das ist dann Arbeit für die Nacht und für den Sonntag. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung, die in kleinen Rationen von Tag zu Tag stets von neuem herbeigeholt werden müssen. Es schadet nichts, wenn sich unsere Landfrauen auch einmal in diese bittere Lage der städtischen Frauenwelt hineindenken. Gewiß sind nicht alle städtischen Frauen so übel dran, aber doch Hunderttausende, und deren Lage muß für unser Urteil entscheidend sein.

Die Schwerindustrie,

der die Waffen- und Munitionsfabrikation vornehmlich obliegt, stellt ebenfalls an die Arbeitsleistung ganz gewaltige Anforderungen. Auch dafür einige Beispiele. Wieviel hängt heute vom deutschen Bergbau ab! Er muß unsere Kriegsindustrie an der Arbeit halten, auch jede landwirtschaftliche Maschine lebt von ihm. Er muß unsere Eisenbahnen befeuern, die Riesenkessel unserer Kriegsflotte heizen. Er muß große Mengen von Kohlen ins neutrale Ausland liefern, weil auch wir noch manche wichtige Ware von Nachbarländern beziehen müssen, auf die wir nicht verzichten können. Die Kohle ist die Gegengabe. Ohne sie würde auch unsere Währung im Ausland noch mehr sinken, als sie durch den mangelhaften Auslandshandel ohnehin schon gesunken ist. Die höchste Monatsförderung der Zechen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats betrug 1914 rund 8½ Millionen Tonnen; ungefähr die gleiche Höhe erreichte die Produktion mit 8,1 Millionen Tonnen im Juli, 8,2 im August und 7,8 im September 1916. Dabei betrug die Belegschaft im Ruhrkohlenbergbau im dritten Quartal 1916 294 000 Bergarbeiter gegenüber 405 000 in Friedenszeiten! Und die besten Hauerkräfte fehlen heute; durch Gefangene, durch Halbinvaliden, durch halbgelernte Nebenarbeiter mußten sie ersetzt werden. Und über Tage bei den Koksöfen, bei den Ladestellen, bei der Aufbereitung der Kohle muß die Frau mitwirken, mitten im Getriebe der Maschinen und Eisenbahnen, wo an sich wahrhaftig keine Frau hingehört. Auch hier ist nur durch Überstunden und Sonntagsarbeit ein solches Resultat zu erzielen, und das bei der heutigen Kost! Dabei ist die Arbeit des Bergmannes ohnehin schon ganz außerordentlich schwierig. Im Durchschnitt ist der Kohlenbergmann mit 25 Arbeitsjahren invalide. (Vgl. Vortragsskizze Nr. 30 „Unsere Landwirtschaft in der Stunde der Entscheidung", S. 8.)

Daß unsere Roheisengewinnung im Kriege mit verdoppeltem Nachdruck betrieben werden muß, ist ohne weiteres klar. Nach einer Zusammen

stellung des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrie betrug sie im August 1914 arbeitstäglich rund 19 000 Tonnen, August 1915 rund 34 000 Tonnen und August 1916 rund 37 000 Tonnen. Die gesamte Monatsproduktion bezifferte sich im August der bezeichneten Jahre auf 0,58; dann auf 1,05; endlich auf 1,14 Millionen Tonnen. Diese gewaltige Produktionssteigerung während des Krieges war notwendig, um all die Waffen und Geschosse zu liefern, die Feldeisenbahnen zu bauen und all das andere aus Eisen herzustellende Kriegsmaterial. Und auch alle diese Arbeit mußte und muß geleistet werden mit den verminderten und weniger tauglichen Arbeitskräften. Man sieht, nicht bloß in der Landwirtschaft gibt's heute Überarbeit und Überanstrengung! (Vgl. auch dazu die vorgenannte Vortragsskizze Nr. 30, S. 8/9.)

Und in der chemischen Industrie, wo mit allen möglichen Giften gearbeitet werden muß in giftigen Dämpfen und giftigem Staub und giftgeschwängerter Luft, und das von Tausenden und abermals Tausenden von Frauen, ist die Arbeitsleistung ebenfalls nicht minder schwer und gefährlich noch dazu. Man stelle sich heute nur einmal an den Ausgang der Berg- und Hüttenwerke und der Munitions- und chemischen Fabriken, wenn der Schichtwechsel stattfindet und beobachte die herauskommenden Arbeiter und Arbeiterinnen. Das Bild ist wesentlich anders, als man es gelegentlich in einer Konditorei und in einem Kino erhalten kann, die mancher junge Schnösel mehr besucht, als es wünschenswert ist.

Zweiter Teil: **Die Lohnverhältnisse**

Über die Lohnhöhe der Industriearbeiter insbesondere in der Kriegsindustrie gehen hie und da, vor allem auf dem Lande, wo man den Dingen ferner steht, ganz phantastische Anschauungen um. Dieser oder jener Einzelfall, von dem man hat erzählen hören, wird weitererzählt, bei der Weitergabe, wie das gewöhnlich geschieht, übertrieben und verallgemeinert. Um welche Berufe, um welche Arbeiterkategorie es sich gehandelt, ob's ein Familienlohn war, zu dem vielleicht 3 bis 4 Arbeitskräfte beigetragen haben, oder der Lohn eines einzelnen Arbeiters, darüber schweigen sich die Erzähler in der Regel aus. Für den Bauer liegt dann die weitere Folgerung nahe. Er sagt sich: „Die können's also zahlen; die Not kann deshalb nicht so groß sein!" und schließlich glaubt sogar mancher Landwirt, mit den Preisen für seine Erzeugnisse im Nachteil zu sein im Vergleich mit solchen Kriegslöhnen in der Industrie. Die Folge davon ist wieder Unzufriedenheit und heimliche Auflehnung gegen die behördlichen Maßnahmen der Kriegswirtschaft. Sehen wir uns darum den Sachverhalt genauer an, und zwar an der Hand amtlicher einwandfreier Quellen. Es mögen

1. die Veröffentlichungen der Krankenkassen

zu Wort kommen. Sie sind insofern maßgebend, als ihre Angaben über Lohn und Einkommen nicht auf Schätzungen beruhen wie etwa die Nachweise der Einkommensteuer, sondern gemacht werden nach den wirklich verdienten Löhnen. Nach den Lohnangaben richtet sich das Krankengeld (abgestuft nach Lohnklassen); zu niedrig angegebene Löhne würden demnach verminderte Krankenbezüge zur Folge haben. Die Krankenkassenberichte haben ferner den Vorteil, daß sie über die Lohnverhältnisse der verschiedensten Arbeiterkatego-

rien unterrichten. Wenn schließlich heute auch alle deutsche Arbeit im Dienste des Krieges steht, so darf daraus keineswegs geschlossen werden, daß auch jede industrielle Lohnarbeit mit „Kriegslohn" bedacht ist. Das Reichsarbeitsblatt vom 23. März 1917 liefert nach allen diesen Richtungen hin recht interessante Ergebnisse aus der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Großstadt Berlin, die im Kriegsjahr 1916 rund 130 000 männliche und 275 000 weibliche Mitglieder aufwies. Von der Gesamtheit der männlichen Mitglieder entfielen auf die höchste Lohnklasse mit mehr als 5,15 ℳ Tagesverdienst im November und Dezember 1916 nur 24,9 Prozent der männlichen Mitglieder gegen rund 26 Prozent in den ersten Monaten des Jahres. Alle andern männlichen Mitglieder der Kasse verdienten weniger. Wie kommt es, daß der Prozentsatz der hochgelohnten Kassenmitglieder sogar im dritten Kriegsjahr zurückging, während wir doch annehmen, daß mit der längern Dauer des Krieges auch die Löhne eine steigende Tendenz aufweisen? Das liegt an der zunehmenden Einziehung der besten Arbeitskräfte zum Militärdienst. Der Ersatz muß geschafft werden durch Jugendliche, Frauen und ältere Leute, die zu den niedrigern Lohnstufen gehören. Das Ergebnis ist dann freilich eine Verringerung der Gesamtlohnsumme der Kassenmitglieder, sogar mitten im Kriege. Eine Ausnahme machen bei der Berliner Ortskrankenkasse nur gewisse Gewerbegruppen, vor allem die Industrie der Maschinen, Instrumente und Apparate. Bei dieser Gruppe stieg die Zahl der Versicherten von 8700 auf 10 000 und der Anteil der höchsten Lohnklasse (über 5,15 ℳ Tagesverdienst) von 43 Prozent der Versicherten dieser Gruppe auf 46,1 Prozent. Und wie steht es um die Lohnhöhe der weiblichen Versicherten dieser Kasse? wo also die Kriegerfrauen neben den Unverheirateten in Betracht kommen. Auch da ist der Gesamtverdienst aller versicherten Arbeiterinnen eher gefallen als gestiegen (ein ganz genauer Schluß ist aus dem vorliegenden Zahlenmaterial nicht zu ziehen). Die höchste Klasse von über 5,15 ℳ Tagesverdienst erreichen nur 1,3 Prozent der Arbeiterinnen, und zwar ziemlich gleichbleibend im Verlauf des ganzen Jahres 1916. Dagegen befinden sich in der Stufe 1 (Lohn bis 1,15 ℳ) 20—21 Prozent (unterschiedlich in den einzelnen Monaten); in der Stufe 2 (1,16—2,15 ℳ Tagesverdienst) 36—42 Prozent; in der Stufe 3 (2,16—3,15 ℳ) 24,5—25,3 Prozent. Alle höhern Stufen sind nur gering besetzt. Ein Ansteigen der Löhne während des Jahres 1916 ist bei den weiblichen Mitgliedern der Kasse nur in den höhern Lohnstufen 4 und 5 (3,16—4,15 ℳ und 4,16—5,15 ℳ) zu verzeichnen gewesen. Die vierte Stufe umfaßt aber nur 8,5—10,5 Prozent der versicherten Weiblichen und die fünfte nur 3,2—4,7 Prozent. Gleiche Übersichten der Ortskrankenkassen von Leipzig, Dresden, Magdeburg, Kiel, die in den letzten Heften derselben Zeitschrift veröffentlicht wurden, ergaben ganz ähnliche Resultate. Bei der Leipziger Ortskrankenkasse gibt es unter 14 Berufsgruppen nur 8, deren Angehörige zu mehr als 40 Prozent die höchste Lohnstufe der Kasse (5,51 ℳ und mehr) erreichen. Es handelt sich um die Berufsgruppen der Steine und Erden, der Metallverarbeitung, der Maschinenfabrikation, des Baugewerbes, um Buchdrucker und Holzarbeiter, alles gelernte Berufe!

Welch ein Unterschied aber zwischen den Löhnen der gelernten und der ungelernten Arbeiter besteht, zeigt uns ein Blick in die Lohnstatistik

der Ortskrankenkasse Dresden. Von ihren 45 000 männlichen Mitgliedern waren annähernd 9000 ungelernte Arbeiter, weitere 7—8000 waren in Handel und Verkehr beschäftigt, also zum größten Teil eigentlich auch ungelernte Arbeiter. Von den als „ungelernte Arbeiter" gebuchten entfielen im Januar 1916 nur 10,7 Prozent und im Juli 1916 14,9 Prozent auf die höchste Lohnstufe (5,76 *M* und mehr). Ganz anders das Bild unter den 9—10 000 in der Metallverarbeitung beschäftigten Kassenmitgliedern. Von diesen kamen im Januar 1916 39,3 und im Juli 1916 42,8 Prozent auf die höchste Lohnstufe. Von den weiblichen Mitgliedern dieser Kasse entfielen, soweit sie der Industrie der Webstoffe, Bekleidung und Reinigung angehören, sogar 51—54 Prozent auf die niedrigste Lohnstufe bis 1,75 *M*! Man sieht, wie vorsichtig hier unterschieden werden muß, wie sehr man sich vor Verallgemeinerungen zu hüten hat und wieviel in Erzählungen von Mund zu Mund übertrieben wird.

2. Die Lohnstatistik der Unfallberufsgenossenschaften

liefert ebenfalls einwandfreies amtliches Material zur Frage der Lohnsteigerung im Kriege. Zwar ist aus den Gesamt- und Durchschnittslöhnen kein Schluß auf die Lohnhöhe der einzelnen Arbeiterkategorien des betreffenden Gewerbes möglich, weil eben zwischen diesen nicht unterschieden ist. Erwachsene und Jugendliche, sogar Kinder (allerdings wenige!), Männliche und Weibliche liefern mit ihren Löhnen die Resultate der berufsgenossenschaftlichen Lohntabellen. Was man dagegen einwandfrei aus diesen Tabellen entnehmen kann, das ist die Lohnentwicklung, mit andern Worten, ob und wieviel die Löhne stiegen oder fielen. Leider liegen die einschlägigen Ziffern nur erst für das Kriegsjahr 1915, noch nicht für 1916 vor. Bekanntlich sind die Steigerungen in 1916 größere gewesen. Aber auch so ist die Statistik lehrreich. Der Metallarbeiter-Sekretär Karl Schmitz untersucht sie in einem sehr lesenswerten Aufsatz im Märzheft 1917 der „Deutschen Arbeit". Er macht dabei einen Vergleich zwischen der Lohnentwicklung von 1910 zu 1912 (verhältnismäßig gute Konjunktur!) und der von 1913 zu 1915 (Kriegslohn gegen Friedenslohn eines weniger günstigen Jahres). Das Ergebnis ist folgendes:

„Die Entwicklung von 1910 zu 1912 ist durch eine Steigerung der durchschnittlichen Jahreslohnsumme in allen Berufsgenossenschaften gekennzeichnet (unterschiedlich 1 bis 10 bis ausnahmsweise 15 Prozent). Anders von 1913 zu 1915. In 20 Berufsgenossenschaften mit 1 856 200 durchschnittlich beschäftigten Arbeitern und versicherungspflichtigen Angestellten war die prozentuale Steigerung des Lohnniveaus stärker wie in der Periode von 1910 zu 1913. In 25 Berufsgenossenschaften mit 3 090 336 durchschnittlich beschäftigten Arbeitern und versicherungspflichtigen Angestellten blieb die Prozentziffer der Steigerung hinter der Vergleichsperiode zurück, und in 21 Berufsgenossenschaften mit 2 047 487 Versicherten war die Jahreslohnsumme in 1915 geringer als im Jahre 1913. Es muß dabei noch besonders bemerkt werden, daß 1914 noch eine Periode des Niederganges im Vergleich zu dem voraufgehenden Jahre war. Die Arbeiterschaft mußte also während der Kriegszeit sich zunächst wieder von einem Lohnausfall erholen. Erst nach Behebung dieser durchschnittlichen Senkung, die für die Mehrzahl der Arbeiter eingetreten war, hat man die zutreffende Basis für die Kriegsnominallöhne." (Näheres siehe in

dem Aufsatz: „Die Nominallöhne der gewerblichen Arbeiter zur Kriegszeit" im Märzheft 1917 der „Deutschen Arbeit", Monatsschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft.)

Auch diese nüchterne Erwägung zeigt, wie vielfach in der öffentlichen Beurteilung der gewerblichen Kriegslöhne durch Verallgemeinerungen und Übertreibungen gesündigt wird.

Man wird einwenden: Wenn von hohen Kriegslöhnen die Rede ist, denkt man naturgemäß zunächst an die Schwerindustrie, also Berg- und Hüttenleute, an Kruppsche Arbeiter usw. Darum auch einige Angaben über

3. die Kriegslöhne in der Schwerindustrie.

Wir wollen uns auch hier wieder an amtliches einwandfreies Material halten. Es ist uns beispielsweise geboten in der Nachweisung der Bergarbeiterlöhne in den Hauptbergbaubezirken Preußens (vgl. „Deutscher Reichsanzeiger" 1917, Nr. 94 vom 20. April). Danach stellte sich der Durchschnittshauerlohn pro Schicht wie folgt:

Steinkohlenbergbau des Bezirks	Jahr 1916 M	Jahr 1915 M	Jahr 1914 M
Dortmund	8,26	6,84	6,17
Saarbrücken	6,20	5,16	5,03
Aachen	6,74	5,80	5,44

Diese unterirdisch beschäftigten Hauer machen aber nicht einmal die Hälfte der Belegschaft aus. Die übrigen unter Tage beschäftigten Arbeiter verdienten pro Schicht im Ruhrbergbau 5,48 gegen 4,75 M im Jahre 1915 und 4,49 M in 1914. Einschließlich der Überschichten dürfen wir mit rund 335 Arbeitsschichten rechnen, Das ergäbe für den Hauer im Oberbergamtsbezirk Dortmund, also für die höchstgelohnten und meist verheirateten Bergarbeiter Deutschlands im dritten Kriegsjahr 1916 ein Jahresverdienst von rund 2760 M Das ist natürlich kein reines Verdienst in dem Sinne, daß der Bergmann es auch nur großenteils zurücklegen kann, sondern davon hat er die Unkosten seiner Arbeit in Gestalt der gesamten Lebenshaltung zu bestreiten. Dabei muß man bedenken, welche lebens- und gesundheitsgefährdende Arbeit der Bergmann leistet; 400—800 Meter tief unter der Erde, an nassen oder staubigen Betriebspunkten, in schlechter Luft, selten in aufrechter Körperhaltung, vielfach am Boden hockend oder liegend, manchmal sogar auf dem Rücken liegend! Viele Betriebspunkte sind so heiß, daß der Bergmann ständig in Schweiß gebadet ist und nur mit Hemd und Hose bekleidet arbeiten kann. Die Arbeitszeit (8 Stunden, bei Überschichten 10) kann natürlich nicht unterbrochen werden durch eine längere Mittagspause. Und welcher Beruf wird so heimgesucht von Massenunglücken, wie gerade der Bergbau mit seinen vielerlei Lebensgefahren! Wer von den Landwirten, der in frischer Luft und in Gottes freier Natur zu arbeiten gewohnt ist, wollte sich zeitlebens einer solchen Arbeit unterziehen auch für den oben nachgewiesenen Kriegslohn?! Dabei vergleiche man mit der obigen Lohnsteigerung das Anwachsen der Kosten der Lebenshaltung im allgemeinen und speziell für den Bergmann, worüber im dritten Teil noch gehandelt werden soll.

Gewiß, es gibt in der Kriegsindustrie, mehr noch bei der weiterverarbeitenden Metallindustrie als im Bergbau und in den Hüttenwerken, heutzutage hohe

Löhne im Vergleich zu Friedenszeiten, aber die ausnahmsweise hohen Löhne kommen doch nur einem geringen Prozentsatz der Arbeiter zugute, und die andern wollen doch auch mit ihren Familien leben. Es wäre darum nichts verfehlter, als aus hohen Löhnen einzelner Arbeiterklassen Schlüsse auf die Lebenshaltung der gesamten Arbeiter unserer Kriegsindustrie zu ziehen. Aber, so wird man wiederum einwenden, das sind die Löhne einzelner, aber es kommt doch darauf an, was die ganze Familie verdient, also darauf, wie hoch

4. der Familienlohn

zu stehen kommt. Selbstredend gibt es manche Familie, zu deren Versorgung mehrere Lohnempfänger beitragen. Solche Familien können sich unter Umständen auch verhältnismäßig gut stehen. Aber alle die Kinder, die nunmehr zum Familienlohn beitragen, waren auch einmal klein, und viele dieser Arbeiterfamilien, in manchen Industrien die meisten, haben in dieser Periode Schulden machen müssen. Jedenfalls ist die Zahl derjenigen Familien größer, deren Kinder unter 14 Jahren sich befinden, also nicht mitverdienen, als die Zahl derjenigen Familien, deren Kinder mitverdienen, aber noch nicht selbständig sind. Gerade die Industriearbeiter müssen eine verhältnismäßig hohe Zahl von Kindern ernähren und durchbringen. Die Erwerbstätigen im Jahre 1907 hatten insgesamt 18,7 Millionen Kinder unter 14 Jahren. Die in der Landwirtschaft Erwerbstätigen hatten davon 9,5 Millionen zu ernähren. Diese Berufsgruppe zählt aber nur 34 Prozent Arbeiter, während bei der Industrie und dem Bergbau 75 Prozent auf die Arbeiterklasse entfallen. Es ist bezeichnend, wie groß die Kinderzahl gerade der Bergleute ist. Auf das Tausend der Bevölkerung kamen Geburten in den Jahren

	1882	1895	1907
bei der Bevölkerung des Reiches . .	38,7	37,3	33,02
bei der Bevölkerung Preußens . . .	39,1	38,1	34
bei der Bergbauberufsgruppe	45,2	51,5	53,4

Die Geburtenziffer ist bei den Bergleuten demnach höher wie beim Gesamtdurchschnitt der Bevölkerung und wie bei andern Berufsgruppen. Sie ist dazu noch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen, während die Ziffer im übrigen fällt. Wieder ein Beweis dafür, daß Hunderttausende unserer Schwerstarbeiter in der Kriegsindustrie sehr viele noch erwerbslose Kinder mitdurchhalten müssen.

Aus diesen amtlichen Nachweisungen ergibt sich, daß über die Arbeitslöhne in der Kriegsindustrie vielfach recht märchenhafte Anschauungen verbreitet sind und daß man ferner nach einzelnen wirklich hohen Verdiensten noch lange nicht die Gesamtheit der Kriegsarbeiter einschätzen darf. Daß nicht alle Arbeiter in der eigentlichen Kriegsindustrie tätig sind, soll wenigstens kurz hervorgehoben werden. Vergessen wir auch die kleinen Angestellten und Beamten bei der Bahn, bei der Post und in Privatbetrieben nicht, und erst recht nicht die Kriegerfamilien, die bloß von der Kriegsunterstützung leben müssen. Da gibt's keinerlei Kriegsgewinne, auch keine Lohn- und Gehaltssteigerungen, welche die Kriegspreise auch nur annähernd ausgleichen könnten. Schließlich aber heißt es auch die Kriegslöhne nicht bloß zählen, sondern sie auch wägen. Was kann sich der Arbeiter für diesen Lohn kaufen? Das ist letzten Endes entscheidend. Auf diese Frage soll der dritte Teil unserer Darlegungen Antwort geben.

Dritter Teil: Die Lebenshaltung

1. Die Kosten der Nahrungsmittel

Die Frage nach den Kosten der Nahrungsmittel für unsere Industriearbeiter werfen wir in diesem Zusammenhange selbstredend nicht deshalb auf, um die Berechtigung der dabei festzustellenden Preissteigerungen zu erörtern. Derartiges scheidet hier vollständig aus. Diese Frage trifft ja auch keineswegs bloß den Erzeuger, weil von diesem zum Konsumenten sehr häufig noch ein weiter Weg ist. Es handelt sich vielmehr lediglich darum, die Tatsachen festzustellen und ihre Wirkungen zu prüfen. Das aber ist für Landwirte, die ihrerseits die benötigten Nahrungsmittel nicht für bares Geld zu erwerben brauchen, außerordentlich wichtig. Was sie da schauen, ist für sie geradezu eine neue Welt, in welche sie sich manchmal schlecht hineindenken können.

In Friedenszeiten hat sich naturgemäß Maß und Auswahl der Lebensmittel auch im Arbeiterhaushalt nach der Höhe des Verdienstes gerichtet. Wir können uns schon deshalb mit der Feststellung der absoluten Kosten der Nahrungsmittel eines Arbeiterhaushaltes, weil sie eben je nach Verdienst verschieden sind, nicht aufhalten. Dagegen ist für unsere Beurteilung der Lage die Frage von größtem Belang: In welchem Maße sind die Preise der Nahrungsmittel für die Durchschnittsarbeiterfamilie gestiegen? Zur Beantwortung dieser Frage hier einiges einwandfreies Material:

Die Preise für Speisekartoffeln — Kleinverkaufspreise — standen in Berlin für je 10 Kilogramm in Pfennig auf folgenden Sätzen: Im Jahresdurchschnitt 1914 auf 79 Pf., im Jahresdurchschnitt 1915 auf 122 Pf., im Juli 1916 auf 220 Pf., für die Winterversorgung wieder zurückgesetzt auf 110 Pf.

Der Kleinhandelspreis für Graubrot betrug für Berlin: Im Jahresdurchschnitt 1914 34 Pf. das Kilogramm, im Jahresdurchschnitt 1915 48 Pf.; seit Oktober wieder herabgesetzt auf 34 Pf.

Graupen: Im Jahresdurchschnitt 1914 48 Pf. das Kilogramm, im Jahresdurchschnitt 1915 103 Pf.

Erbsen: Im Jahresdurchschnitt 1914 57 Pf. das Kilogramm, im Jahresdurchschnitt 1915 126 Pf.

Speisebohnen stiegen von 64 Pf. im Jahre 1914 auf 133 Pf. im Jahre 1915 das Kilogramm, ähnlich Linsen von 79 auf 162 Pf.

Weißkohl kostete 100 Kilogramm im Großhandel: im Januar 1914 4,50—5,50 *M*, im Januar 1915 9—10 *M*, im Januar 1916 13—15 *M*, im August 1916 20—22 *M*.

Rindfleisch das Kilogramm der geringsten Sorte in Berlin: Im Jahresdurchschnitt 1914 152 Pf., im Jahresdurchschnitt 1915 213 Pf., ab Juli 1916 400 Pf.

Schweinefleisch: Im Jahresdurchschnitt 1914 146 Pf., im Jahresdurchschnitt 1915 295 Pf., im Jahresdurchschnitt 1916 300 Pf. das Kilogramm.

Geräucherter Schweinespeck: Im Jahresdurchschnitt 1914 190 Pf. das Kilogramm, im Jahresdurchschnitt 1915 377 Pf.

Inländisches Schweineschmalz: Im Jahresdurchschnitt 1914 177 Pf., im Jahresdurchschnitt 1915 378 Pf. das Kilogramm.

Es geht daraus klar hervor die Verteuerung der Kartoffeln und des Gemüses und vor allem von Fleisch und Fett für die geringern Einkommensklassen, denen die Industriearbeiter auch im Kriege zu allermeist angehören. (Vgl. Wohlmannstetter, „Die Ernährungsverhältnisse in den Industriebezirken" in der Zeitschrift „Deutsche Arbeit", Januarheft 1917.)

Wir griffen eben die Preise einzelner für die große Masse wichtiger Lebensmittel heraus und deren Gestaltung in unserer umfangreichsten Großstadt Berlin. Wie steht's im Durchschnitt des Reiches und mit den Gesamtkosten der Lebensmittel einer Arbeiterfamilie? Da lassen sich natürlich nur ungefähre Berechnungen anstellen. Das ist geschehen von einem Volkswirtschaftler Calwer (Calwers Indexziffern), die in der Zeitschrift „Die Konjunktur" fortgesetzt veröffentlicht werden. Ähnliche Berechnungen hat die angesehene Zeitschrift „Der Ökonomist" für England hergestellt. Den Berechnungen Calwers liegen die Lebensmittelration von 200 Plätzen zugrunde; ferner ist dabei für eine vierköpfige Familie als erforderliche Nahrungsmenge das Dreifache der Nahrungsmittelration eines deutschen Marinesoldaten angenommen. Auf dieser Grundlage ergibt sich folgendes Resultat: Vom Juli 1914 bis November 1916 stieg der Nahrungsmittelaufwand in Deutschland von 25,12 *M* pro Woche auf 53,50 *M*, also um 113 Prozent. Die Kosten haben sich also beträchtlich mehr als verdoppelt. Die Folge davon war, daß die Massen der Industriearbeiter ihre Ernährung nicht bloß wegen des Mangels an Nahrungsmitteln, sondern auch wegen der Preise aufs äußerste einschränken mußten. Während für den Wohlhabenden neben den rationierten Mengen behördlich abgegebener Lebensmittel immer noch manches nebenher zu holen war: Fleisch, Butter, Eier, Hülsenfrüchte, Obst, Konserven, schrumpfte der Nahrungsmittelspielraum der Arbeitermassen immer mehr und mehr auf die unentbehrlichen Nahrungsmittel zusammen: Brot, Kartoffeln und gewisse Gemüse, wie Kappus, Rüben u. dgl. (Vgl. weiter unten die Statistik über den Verbrauch pro Kopf an einzelnen Lebensmitteln.) Diese Notlage wurde noch verschlimmert durch den harten Winter 1916/17. Da fehlte es in vielen Industriebezirken und Städten auch an den notwendigsten Nahrungsmitteln. Einzelne Städte waren 6 bis 8 Wochen ohne Kartoffeln oder es gab ganz geringe Rationen, 2 oder 1 Pfd. pro Kopf und pro Woche, und das bis in den Mai hinein, und Mitte April mußte auch die Brotration noch herabgesetzt werden, und zwar bekanntlich tiefer, als das auf dem Lande der Fall ist. Gegenüber dieser betrüblichen Entwicklung ist Gott sei Dank auch eine erfreuliche Tatsache festzustellen, daß von Juli 1916 bis November 1916 die Steigerung bei uns in Deutschland nachläßt. Denken wir uns die Preissteigerung durch eine ansteigende Linie bildlich dargestellt, so verläuft diese Linie von Juli 1914 bis Juli 1916 fast unausgesetzt und nur mit kleinen Schwankungen ungefähr in einem halben rechten Winkel in die Höhe. Von da ab aber verläuft sie wagerecht. Und noch einen andern Trost haben wir bei der Betrachtung dieser Erscheinungen. Bei unsern Feinden jenseits des Kanals, bei den Engländern, stieg diese Linie bis Juli nicht so schnell an, die Steigerung blieb da beträchtlich hinter der deutschen zurück. Von da ab aber schnellt die englische Linie rapid in die Höhe. Die letzten Indexziffern des „Ökonomist" liegen zwar noch nicht vor, wir dürfen aber als sicher annehmen, daß im Frühjahr 1917 die englische

Linie die deutsche überstiegen hat. Der Tauchbootkrieg! So erfreulich dieser Vergleich mit England auch ausfällt, über die Tatsache unserer eignen Notlage in den Industriebezirken darf der deutsche Bauer sich doch keineswegs hinwegtäuschen.

2. Die Bedeutung der Lebensmittelkosten im Arbeiterhaushalt

Zur vollen Erfassung der Tragweite obiger Tatsachen muß die Bevölkerung vom Lande noch ein weiteres sich klarmachen. Wir sind nämlich auf dem Lande gewohnt, die Preise der Nahrungsmittel und diejenigen der gewerblichen Produkte miteinander zu vergleichen, wenn wir von der Erschwerung der Lebenshaltung reden. Der Bauer schließt einfach so: Industrieprodukte sind teurer geworden, warum sollen meine Produkte nicht in dem gleichen Maße im Preise steigen? Er hält das für volkswirtschaftlich gleichbedeutend. Indessen muß man sich vor solchen Schlüssen hüten, wie nachstehende rein sachliche Erwägungen sofort dartun werden:

In den Kreisen der ärmern Bevölkerung spielen die Kosten der Nahrungsmittel eine ganz andere und viel bedeutendere Rolle als die übrigen Kosten der Lebenshaltung. Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen in Berlin hat im April 1916 umfangreiche Erhebungen über die Lebenshaltung im Kriege veranstaltet. Die vorläufigen Ergebnisse wurden bereits im „Reichsanzeiger“ vom 2. Oktober 1916 veröffentlicht. Seitdem haben die Materialien noch eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren, deren Resultate nunmehr im „Reichsarbeitsblatt“ 1917 Nr. 2 veröffentlicht sind. Die untersuchten 858 Familien sind nach Einkommenstufen eingeteilt, je nachdem ihr Einkommen unter 100 M oder bis 200, bis 300, bis 400, bis 500 oder über 500 M beträgt. Für unsere Erörterungen kommen Familien mit einem Monatseinkommen bis zu 200 M und auch noch solche mit einem Einkommen bis zu 300 M in Frage. Wie gestalten sich bei diesen (vierköpfigen) Familien die durchschnittlichen Ausgaben im Laufe eines Monats?

Ausgaben für	der Familien mit Einkommen bis 200 M	bis 300 M
1. Nahrungs- und Genußmittel in und außer dem Hause zusammen	139,93 M	152,55 M
2. Feuerung, Holz, Kohlen, Beleuchtung	8,24 „	8,01 „
3. Miete	19,88 „	24,82 „
4. Steuern	4,28 „	3,98 „
5. Kleidung, Schuhzeug, Reparaturen	13,48 „	21,08 „
6. Sonstige Ausgaben:		
1. Wäsche, Seife, Soda	4,94 „	7,05 „
2. Hausgerät, Geschirr, Glas	1,48 „	1,15 „
3. Bücher, Zetungen usw.	2,81 „	2,84 „
4. Fahrgelder	2,70 „	4,69 „
5. Arzt, Apotheke	3,72 „	4,12 „
6. Barbier, Haarschneiden, Bäder	0,97 „	1,41 „
7. Versicherungsbeiträge	5,19 „	5,31 „
8. Vereinsbeiträge	3,15 „	4,33 „
9. Vergnügen, Sport	1,70 „	2,31 „
10. Geschenke	3,14 „	9,50 „
11. Lohn und Trinkgelder	0,75 „	
12. Sonstiges	2,94 „	2,31 „
Ausgaben insgesamt	**219,30 M**	**255,46 M**

Die Familien der ersten Kategorie haben also mehr Auslagen wie Einkommen gehabt. Weiterhin erhellt aus diesen Feststellungen unwiderleglich klar, wie folgenschwer für die Industriearbeiterfamilie die Steigerung der Lebensmittelpreise im Vergleich zu den Preisen gewerblicher Produkte ist. Mehr als die Hälfte ihres ganzen Einkommens muß in Lebensmittel umgesetzt werden. Daneben stehen in der Rechnung als größere Posten nur noch Miete und Kleidung. Aber selbst diese stehen hinter den Kosten der Lebensmittelpreise stark zurück. Zusammengenommen machen sie noch nicht den dritten Teil aus und jeder dieser beiden Posten für sich noch nicht den siebten Teil. Alle übrigen Haushaltungskosten sind verschwindend gering im Vergleich zu den Aufwendungen für die Lebensmittel. Es ist immerhin wertvoll, derartige Dinge einmal zahlenmäßig nachzuweisen. Eigentlich sollte uns schon eine einfache und oberflächliche Betrachtung des Lebens das gleiche sagen. Lebensmittel muß sich halt jeder täglich beschaffen, gewerbliche Produkte nur von Zeit zu Zeit. Mit letztern kann sich auch die arme Familie noch wesentlich einschränken, kann sich selber manches herstellen, flicken usw.

Im Arbeiterhaushalt sind aber Einschränkungen mit den Lebensmitteln heute nicht mehr möglich ohne Gefahr der Unterernährung **und der Herabminderung**, wenn nicht gar des Verlustes der Arbeitskraft. Auch **darüber** geben uns die Erhebungen des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen recht beherzigenswerte Aufklärungen. Die wissenschaftliche Verarbeitung der 858 Familiennachweise konnte auch den durchschnittlichen Verbrauch einzelner Lebensmittel auf den Kopf im Monat April 1916 feststellen. Für die oben bereits herausgegriffenen Familien mit einem Monatseinkommen bis zu 200 und bis zu 300 *M* ergibt sich dabei folgendes Bild:

Verbrauch an	in Familien mit Einkommen von 100—200 *M*		200—300 *M*	
1. **Brot, Semmel usw.**	**8 575**	**Gramm**	**8 342**	**Gramm**
2. Sonstige Backware, Kuchen, Keks usw.	405	„	482	„
3. Mehl, Grütze, Teigwaren, Graupen usw.	1 460	„	1 394	„
4. **Kartoffeln**	**18 208**	„	**16 399**	„
5. Butter, Fett, Margarine, Öl, Schmalz	863	„	851	„
6. Fleisch, Wurst, Schinken usw. . . .	1 211	„	1 439	„
7. Fleischkonserven	330	„	451	„
8. Fische, Räucherwaren, Krabben . .	655	„	701	„
9. Fischkonserven	174	„	154	„
10. Eier	12	Stück	11	Stück
11. Milch	8	Liter	7	Liter
12. Milchkonserven	223	Gramm	357	Gramm
13. Käse	350	„	363	„
14. Gemüse, Obst, Dörrgemüse	1 480	„	1 472	„
15. Gemüse- und Obstkonserven	600	„	746	„
16. Obstmus, Marmelade, Kunsthonig usw.	488	„	809	„
17. Zucker	1 217	„	1 141	„
18. Kakao, Schokolade, Süßigkeiten . .	184	„	101	„
19. Bohnenkaffee, rein und in Mischungen	231	„	202	„
20. Malz-, Korn-, Eichelkaffee, Zichorie usw.	377	„	351	„

Es springt sofort in die Augen, daß dem Gewicht nach an erster Stelle der Verbrauch an Kartoffeln steht. Er erreicht ungefähr das Doppelte des Brotverbrauchs, ein deutliches Zeichen unserer Kriegswirtschaft. Wie gering dagegen sind die Mengen an Fett, Fleisch, Eier, Milch und selbst Gemüse und Zucker! Jeder Landwirt vergleiche damit seinen eignen Verbrauch an derartigen Lebensmitteln und gebe sich über diesen gewaltigen Unterschied einmal offen Rechenschaft!

Und nun

die Lehren aus diesen Tatsachen.

Machen wir sie uns nochmals kurz klar:

1. Ohne leistungsfähige Kriegsindustrie wäre der Krieg verloren.

2. Die Anforderungen an die Arbeitsleistung in der Kriegsindustrie steigen fortgesetzt und überschreiten das Maß des sonst Zulässigen und Erträglichen.

3. Bei Beurteilung der Löhne und Einkommen der industriellen Bevölkerung muß sehr scharf unterschieden werden vor allem zwischen der eigentlichen Waffen- und Munitionsindustrie und den übrigen (unentbehrlichen!) Gewerbegruppen; dann aber auch zwischen den einzelnen Arbeitergruppen, insbesondere zwischen den gelernten und ungelernten, den männlichen und den weiblichen Arbeitskräften. Die vielfach umlaufenden Urteile über die außerordentlich hohen Löhne der Kriegsarbeiter sind in ihrer üblichen Verallgemeinerung durchaus unzutreffend und ungerecht.

4. Im Durchschnitt hat die Erhöhung der Löhne und Einkommen unserer Kriegsarbeiterschaft keineswegs gleichen Schritt gehalten mit der Steigerung der Lebensmittelpreise. Nur der größern Einschränkung und teilweisen Entbehrungen sowie der Beschlagnahme der Lebensmittel und ihrer behördlichen Verteilung ist es unter den oben geschilderten Verhältnissen zu danken, daß alle Kriegsarbeiter wenigstens mit dem Allernotwendigsten versorgt wurden.

5. Sollen wir Landwirte nicht auch aus der Lebenshaltung der Arbeiter Lehren ziehen, die sich uns geradezu aufdrängen? Sagen wir es uns ehrlich und offen: es ist keineswegs gleich, wie hoch die Lebensmittel im Preise steigen. Für die Reichen mag's gleichgültig sein, für die Massen unserer Arbeiterbevölkerung in Stadt und Industrie ist es nicht gleichgültig. Es gibt ein Mindestmaß von Lebensmitteln, das zur Ernährung unbedingt erforderlich ist, und unsere Arbeiterbevölkerung ist heute auf dieses Mindestmaß gestellt. Dafür kommen ist erster Linie in Frage: Brotgetreide und Kartoffeln (siehe obige Statistik). Es ist darum wiederum nicht gleich, welchen Preis gerade diese Massenware aufweist. Qualitätskartoffeln, besseres Gemüse, feines Obst mögen nach Belieben im Preise steigen, das wird den Armen und den Massen nichts schaden. Sie werden den Bauern ein höheres Verdienst daran gerne gönnen, und die Bessergestellten werden's zahlen können. Aber mit Brotgetreide und Kartoffeln heißt es doch eine weise Mäßigung üben, bei der beide Teile auf ihre Rechnung kommen. Es kann ferner nach der beredten Sprache obiger Statistik keineswegs gleichgültig sein, was der Bauer anbaut, ob er Getreide und Kartoffeln anbaut oder statt der Kartoffeln Steckrüben pflanzt. Oder sollen diese vielleicht gleichwertig sein für die Ernährung der ärmern Massenbevölkerung? Wir wollen doch die schwer arbeitende und um ihre Existenz auch im Kriege

schwer ringende Arbeiterbevölkerung keineswegs mit Nahrungsmitteln abspeisen, die wir auf dem Lande nur als Viehfutter betrachten.

Damit haben wir, soweit es Zeit und Raum gestatten, ein möglichst anschauliches Bild der gegenwärtigen Lage unserer Arbeiterbevölkerung der Kriegsindustrie gezeichnet. In Einzelfällen liegen die Verhältnisse günstiger, in vielen andern noch unter dem gezeichneten Durchschnittsniveau. Wir haben mit Absicht trockne und einwandfreie Zahlen reden lassen. Wir sind überzeugt, auch unsere Landbevölkerung hat Herz und Gemüt genug, diese Zahlen auf sich wirken zu lassen. Das Bild ist ernst und dunkel, wer wollte es leugnen? Darum müssen auch die Lehren, die wir daraus ziehen, ernst sein und unsere Entschlüsse fest und entschieden, diesem Ernst der Lage Rechnung zu tragen. Das soll geschehen vor allem in den für die Volksernährung schwierigsten Monaten des Jahres dadurch, daß wir Landwirte alles — aber auch wirklich alles irgendwie Entbehrliche an noch vorhandenen Lebensmitteln rückhaltlos der öffentlichen Hand zur Verteilung an die Allgemeinheit zuführen, ferner dadurch, daß wir unser Bestes tun für eine gute neue Ernte. Das sei unser Gelöbnis! Wenn wir dann in Friedenszeiten die große Kriegsrechnung aufmachen über Haltung und Leistung der einzelnen Bevölkerungskreise, soll es an der Landwirtschaft nicht gefehlt haben!

Die Stadtentwicklung und die zunehmenden Schwierigkeiten in der Nahrungsmittelbeschaffung

Inhalt: 1. Die Ernährungsschwierigkeiten der Stadtbevölkerung in der Kriegszeit zum großen Teil begründet in dem gewaltigen Umfang der städtischen und großstädtischen Siedlung. 2. Dadurch sind die Grundlagen unserer Volksernährung vollkommen verschoben; Riesenumfang der von den Städten benötigten Lebensmittel. 3. Ein erheblicher Teil wird in Friedenszeiten vom Ausland bezogen, besonders in den Grenzbezirken; frische Lebensmittel weit aus der Umgebung der Städte. 4. Der dazu benötigte gewaltige Apparat von Verkehrs- und Handelsleistungen, der in der Kriegszeit Reibungen und Störungen erfuhr. Lehren für Stadt und Land.

Die notvolle Kriegszeit hat das Verhältnis von Stadt und Land wieder in besonders scharfes Licht gestellt. Zwei Welten sind in der Stadt und auf dem Lande vertreten. Geistig und wirtschaftlich gehen beide vielfach nicht dieselben Wege. Und doch sind es gerade diese Sonderheiten von Stadt und Land, welche für unsere allgemeine Volksentwicklung von allergrößter Wichtigkeit sind. Durch ihre Verschiedenartigkeit sind Stadt und Land dazu bestimmt, einander zu ergänzen, um so die Entwicklung vor einer schädlichen Einseitigkeit zu bewahren. Wer bloß an der Oberfläche haftet, sieht meist nur die Gegensätze, die sich zwischen Stadt und Land offenbaren. Wer dagegen etwas tiefer schaut, der erkennt, daß in der Überbrückung der Gegensätze und in der wechselseitigen Hilfe von Stadt und Land ein gut Teil unseres Kulturlebens beschlossen liegt. Wenn irgendwann, so drängt sich diese Tatsache des Aufeinanderangewiesenseins jetzt mitten im Weltkriege auf. Vor allem sind es die gewaltigen Fragen der Volksernährung, welche uns zwingen, der neuzeitlichen Stadtbildung und ihrer Beziehung zum Lande eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Gerade diese Ernährungsfragen haben bei vielen die Gegensätze

zwischen Stadt und Land noch mehr vertieft, haben das Trennende noch schärfer hervortreten lassen, ohne daß diese bedachten, daß gerade hierdurch die Lage nicht gebessert, sondern verschärft werden mußte.

1. Den meisten Menschen ist auch heute noch nicht klar, daß ein sehr bedeutender Teil unserer Kriegsernährungsschwierigkeiten begründet liegt in der vollkommen veränderten Lage, in welcher sich das Deutschland des Weltkrieges befindet gegenüber den Zuständen, die noch bis kurz nach dem Deutsch-Französischen Kriege bei uns bestanden haben. Wenn in den Städten und vor allem in den Großstädten trotz der vielen behördlichen Maßnahmen die Volksernährung weit größern Schwierigkeiten noch begegnet als in den Landstädtchen und auf dem platten Lande, so liegt das neben anderm begründet in der Tatsache und

in dem gewaltigen Umfang der neuen Stadtwirtschaft,

in die wir im Laufe der letzten fünfzig Jahre hineingewachsen sind. Die deutsche Bevölkerung hat machtvoll zugenommen; seit den Tagen des 70er Krieges allein um 27 Millionen. Das ist jedoch nicht die einzige Schwierigkeit. Weit einschneidender wirkt die vollkommene Umschichtung, welche die deutsche Bevölkerung hinsichtlich ihrer beruflichen Tätigkeit und hinsichtlich ihrer Siedlungsweise erfahren hat. Hier liegen die Hauptursachen der Nahrungsmittelschwierigkeiten im Kriege, hier liegen aber auch die Wurzeln der häufigen Teuerungserscheinungen, die schon während der Friedenszeit auftreten.

Vor hundert Jahren zählte das deutsche Volk noch keine 25 Millionen Menschen auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches. Von diesen waren mehr als drei Viertel Angehörige der Landwirtschaft, und nur ein knappes Viertel gehörte allen übrigen Berufen an. Erheblich über 18 Millionen der damaligen Bevölkerung waren also hinsichtlich der Versorgung mit den hauptsächlichen Nahrungsmitteln Selbstversorger, und nur etwa 6 Millionen konnten als Verbraucher im eigentlichen Sinne angesprochen werden, wobei noch zu bemerken ist, daß ein großer Teil der Handwerksleute und der übrigen Berufe vor allem Tierzucht im Nebenerwerb betrieb.

Das Deutschland des Weltkrieges weist 68 Millionen Menschen auf (ohne die Gefangenen), und von diesen sind kaum 18 Millionen der Landwirtschaft zuzuzählen, während volle 50 Millionen Menschen jetzt als reine Verbraucher in Frage kommen. Diese Ziffern beleuchten den *grundstürzenden Wandel*, der hinsichtlich *der Ernährungsfrage* eingetreten ist. Möglich war eine solche Zunahme der Verbraucher nur dadurch, daß die Städte außerordentlich stark an Volkszahl zugenommen haben.

Das deutsche Volk ist im letzten halben Jahrhundert *ein Stadtvolk geworden*. Die alten beschaulichen Tage, in welchen ein Goethe seine Dichtung von Hermann und Dorothea schrieb und das Lob des selbstzufriedenen kleinen Städters sang, sind lange entschwunden. Die Kleinstadt tritt im heutigen Volksleben vollkommen zurück. In einzelnen Gegenden des deutschen Vaterlandes, besonders im Süden, lebt sie noch ihr liebes, vielfach anmutiges Dasein, und der Großstädter, der dahin kommt, empfindet ihr Leben wie einen Traum, der herüberreicht aus einer andern Welt, aus einer Welt, in welcher noch die Ruhe und Gemütlichkeit zu ihrem Rechte kam. Mit dieser

alten Städtezeit hat unsere moderne Stadtentwicklung nichts zu tun. Die aus der Industrie gewachsene Stadt der Gegenwart trägt ganz die Merkmale des Industriezeitalters an sich. Das Hastende, Unrastige, Erwerbsgierige, Großzügige, Rücksichtslose und ins Riesenhafte Gehende, das der Maschine an sich innewohnt, kehrt auch in der modernen Stadt wieder. In dem Maße nun, wie die Industrie ihren Siegszug durch Deutschland hielt, sind auch diese Städte geworden. Die Fabrik ist ein stadtgeborenes Gebilde. Nachdem die Fabrik unter dem Schutze der Stadt gewachsen war, hat sie selbst dazu beigetragen, daß wiederum die Städte wuchsen unter dem Einfluß der Fabrik. Die modernen Industrieburgen haben immer neue Scharen von Arbeitsdienern angezogen und haben so die Städte in kürzester Zeit riesenhaft wachsen lassen. Da aber, wo diese Industriewerke an die natürlichen Bodenverhältnisse sich anschließen mußten (Bergbau), haben sie kleine Dörfer zu Städten, ja zu Großstädten umwandeln helfen. Dort wurden dann Städte aus dem Boden gestampft. Nur aus diesen Zusammenhängen mit der Industriebildung läßt es sich erklären, daß in wenigen Jahrzehnten auf dem Boden des Deutschen Reiches eine Städteblüte entstand von einem solchen Umfang, daß die Städteblüte des Mittelalters gar nicht damit verglichen werden kann.

D a m a l s in der Zeit der Stadtwirtschaft gab die Stadt zwar wirtschaftlich den Ton an, ja, Gewohnheit und Satzung brachten es mit sich, daß das umliegende Land in ein festes Wirtschaftsverhältnis mit der Stadt gebracht wurde. Aber die Landbevölkerung bildete doch noch weitaus den größten Teil des Gesamtvolkes. Desgleichen waren die Stadtgebilde jener Zeit nicht sehr groß und konnten mit wenigen Ausnahmen von dem umliegenden Nachbarlande ernährt werden. Nur für wenige Städte brauchte man einen größern Kreis von Bauerndörfern, um die wichtigsten Nahrungsmittel zu erzeugen.

Wie anders sieht es mit dem Siedlungsbild unseres Volkes h e u t e aus! Selbst gegenüber der Zeit nach dem Deutsch-Französischen Kriege ist ein vollkommener Wandel eingetreten, der sich in folgenden Ziffern ausspricht. Es betrug die Zahl der Stadtbevölkerung, d. h. der Menschen, welche in Orten mit mehr als 2000 Einwohnern lebten, im Jahre 1875: 16½ Millionen, die Bevölkerung der Landorte, d. h. der kleinern Siedlungsplätze, 26 Millionen. Im Jahre 1910 war die Stadtbevölkerung gestiegen auf 39 Millionen, die Bevölkerung der Landorte dagegen hatte sogar um hunderttausend Köpfe abgenommen. Unmittelbar vor dem Weltkrieg war die Bevölkerung Deutschlands anzusetzen mit 68 Millionen Menschen, so daß beim Beginn des Weltkrieges einer Summe von 26 Millionen in Landorten wohnenden Menschen eine solche von 42 Millionen Städtern gegenüberstand.

Und dabei haben besonders die G r o ß s t ä d t e e i n R i e s e n w a c h s t u m a u f z u w e i s e n gehabt. In die großen Städte sind die Menschen geströmt, weil dort die großen Werkstätten der Industrie und die mächtigen Hallen des neuzeitlichen Handels standen. Ansehnliche Mittelstädte wuchsen sich zu Großstädten aus und ließen die Zahl der Großstadtbevölkerung sprungweise emporsteigen. So kam es, daß sich die Zahl der Großstadtbevölkerung von 2½ Millionen im Jahre 1875 auf rund 14 Millionen im Jahre 1910 vermehrte. Diese 14 Millionen Menschen wohnten — sage und schreibe — in

48 Städten zusammengedrängt. Inzwischen ist die Großstadtbevölkerung noch stärker gewachsen, ohne daß man ihre Zahl heute genau feststellen könnte.

Diese Großstadtbildung ist eines der hervorragendsten Merkmale unserer Zeit. Wohl noch niemals, seitdem es eine Menschheitsgeschichte gibt, hat sich in den Kulturstaaten eine solch gewaltige Städtebildung in so kurzer Zeit vollzogen wie in den letzten Jahrzehnten. Die meisten von uns haben gar keine richtige Vorstellung davon, was eine Masse von 14 Millionen Menschen bedeutet. Eine Ahnung wird uns jedoch aufgehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in den 48 Großstädten, welche wir 1910 hatten, eine Menschenmasse wohnt so groß wie die Bevölkerung von Schweden, Norwegen, Dänemark und der Schweiz zusammen. Also in 48 Siedlungsorten Deutschlands waren so viele Menschen zusammengedrängt, wie in drei Königreichen und in einer Republik zusammen wohnten! Dann kann man wohl auch begreifen, daß diese Zusammendrängung des Volkes in einigen wenigen Städten unsere ganze Volkswirtschaft vor neue Fragen gestellt hat.

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß auch die Städte nicht gleichmäßig über das deutsche Vaterland verteilt sind, sonde n daß sich in einzelnen Teilen des Reiches eine große Häufung von Städten zeigt, während andere Gebiete städtearm sind So beträgt z. B. die städtische Bevölkerung der Rheinprovinz 5,6 Millionen gegen 1,5 Millionen ländlicher Bevölkerung, während in Ostpreußen nur 680 000 Menschen in Städten, dagegen 1,4 Millionen auf dem platten Lande wohnen. Ostpreußen ist zu allem Überfluß auch noch um fast 40 Prozent größer als das Rheinland. Während Ostpreußen bei viel größerm Raum nur 2 Millionen Menschen zählt, leben allein in den 11 Großstädten der Rheinprovinz einige hunderttausend Menschen mehr als in ganz Ostpreußen. (!)

Die Zusammendrängung der Bevölkerung in den Städten wird also noch verstärkt durch die Häufung von Stadtsiedlungen in einzelnen Provinzen. Die Zunahme der Bevölkerung ist sonach in alle erster Linie einigen wenigen Landesteilen zugute gekommen.

2. Durch diese völlige Umgestaltung des Siedlungsbildes sind naturgemäß auch

die Grundlagen unserer Volksernährung vollkommen verschoben

worden. In einzelnen Teilen des Reiches haben sich Riesenheere von Verbrauchern angesammelt, während die Überschußgebiete zum großen Teil fernab davon liegen. Die Beischaffung von Nahrungsmitteln für die stadtreichen Gebiete erfordert immer mehr Verkehrs- und Handelsarbeit. Die moderne Großstadt hat eben einen Riesenmagen, der Tag für Tag versorgt werden muß.

Im allgemeinen kann man sich über den Umfang der von unsern Städten benötigten Nahrungsmittel gar keine Vorstellung machen. Es hängt dies damit zusammen, daß in Friedenszeiten die Frage der Versorgung der Städte mit Nahrungsmitteln noch recht wenig geklärt war. Über den Bedarf befand man sich fast ganz im unklaren. Durch die Rationierung, die der Krieg mit sich gebracht hat, haben wir wenigstens einige Anhaltspunkte, um den Mindestbedarf einer Großstadt an einzelnen Nahrungsmitteln zu errechnen.

Betrachten wir den Bezirk in Deutschland, der die größte Bevölkerungsmenge aufweist, nämlich Berlin mit den umliegenden Städten, die praktisch mit Berlin eine wirtschaftliche Einheit bilden. In diesem Groß-Berlin wohnten vor dem Kriege rund 4 Millionen Menschen. Auf engem Raum ist hier eine Menschenmasse zusammengedrängt, die größer ist als die Gesamtbevölkerung der Schweiz mit ihren 3¾ Millionen Einwohnern! Und die Reichshauptstadt allein (ohne die mit ihr so eng verbundenen Städte in der Umgebung) hatte vor dem Kriege mehr als 2 Millionen Einwohner, nicht viel weniger als das Königreich Norwegen! Diese beiden Vergleichsziffern geben uns erst einen Begriff von der gewaltigen Bedeutung der Zusammendrängung von Volk in der Stadtecke Berlin und Umgebung.

Was so eine Masse von 4 Millionen Menschen täglich und jährlich verzehrt, weiß in genauen Ziffern niemand. Man ist im allgemeinen auf Berechnungen angewiesen.

Nehmen wir einmal an, auf den Kopf dieser Vier-Millionen-Bevölkerung käme durchschnittlich ein Tagesbedarf an Brotgetreide von ½ Pfund, an Kartoffeln ein solcher von nur 1 Pfund, an Butter für die Woche 100 Gramm, an Fleisch wöchentlich 200 Gramm, an Eiern in der gleichen Zeit 2 Stück; was würden dann allein von diesen Nahrungsmitteln für Mengen notwendig sein, um den Magen von Groß-Berlin nur damit zu versehen?

Der Tagesbedarf an Brotgetreide würde sich unter diesen Voraussetzungen berechnen auf 20 000 Zentner, der an Kartoffeln auf 40 000 Zentner, der Tagesbedarf an Butter auf ungefähr 1200 Zentner (15 Gramm pro Tag und Kopf!), Eier wären 1 140 000 Stück und Fleisch rund 2300 Zentner täglich erforderlich. Dabei sind für diese wenigen Nahrungsmittel nur unzulängliche Kriegsrationen angenommen. Der Fleischbedarf beispielsweise ist in Friedenszeiten mindestens fünf- bis sechsmal so groß. Der Kartoffelbedarf ist gleichfalls viel höher und wahrscheinlich auch der Brotbedarf. Daß im Frieden mehr als 2 Eier auf den Kopf verbraucht werden, braucht wohl nicht eigens bemerkt zu werden. Der Milchbedarf ist schwer anzugeben. Wenn man einen normalen Verbrauch von nur ¼ Liter pro Kopf annehmen würde, eine Menge, die für die Zeit vor der Milchkarte außerordentlich niedrig angesetzt ist, so würden täglich doch 1 Million Liter oder 10 000 Hektoliter Vollmilch für Groß-Berlin nötig sein. Um allein die eben genannten Lebensmittel für einen Tag heranzuschaffen, würde man gegen 12 große, vollkommen beladene Güterzüge zu je 40 Wagen benötigen, wobei der Fleischbedarf in lebendes Vieh umgerechnet ist. Die vielen andern Lebensmittel, der ganze Bedarf an Gemüse, Obst, Hülsenfrüchten, Suppeneinlagen, Zucker usw. ist dabei noch gar nicht einbegriffen. Wie würden die Nahrungsmittelmengen erst wachsen, wenn man den Gesamtbedarf auch an solchen Dingen feststellen könnte!

Der Jahresverbrauch dieser Städteecke Groß-Berlin summiert sich zu geradezu erstaunlichen Werten. Bei der obigen Voraussetzung brauchen die 4 Millionen Menschen an Brotgetreide allein jährlich 365 000 Tonnen. Die beiden Bundesstaaten Württemberg und Baden erzeugten im Jahre 1914 zusammen nur 266 000 Tonnen Roggen und Weizen, also kaum drei Viertel des Groß-Berliner Bedarfs. Gewaltige Flächen sind nötig, um für eine solche Masse von Stadtbewohnern die nötigen Lebensmittel zu schaffen.

Weit, weit hinaus müssen die Großstädte ins Land greifen, um ihren Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken. Wohl aus den meisten Gegenden Deutschlands, soweit dieselben Überschußproduktion haben, geht ein Teil der gewonnenen Nahrungsmittel auch nach Berlin. Der Großstadtbedarf kann niemals aus der Umgebung, meist nicht einmal aus der betreffenden Provinz gedeckt werden. Unsere Großstädte sind angewiesen auf das ganze deutsche Wirtschaftsgebiet.

Auch das nationale Wirtschaftsgebiet bildet in Friedenszeiten noch nicht die Grenze für den Bezug der Großstädte.

3. Es ist bekannt genug, daß wir von unsern Nahrungsmitteln

in Friedenszeiten eine erhebliche Menge vom Auslande beziehen.

Wo gehen diese Nahrungsmittel zumeist hin? Das Land und die kleinen Städte gebrauchen sie nicht, wohl aber die größern und die großen Städte. Die vom Ausland eingeführten Massennahrungsmittel werden in großen Mengen eingeführt und suchen darum von selbst schon die Märkte auf, wo die größte Nachfrage ist.

Wenn man nun weiter einen Blick auf die Karte Deutschlands wirft, so sieht man sofort, daß die mit städtischer Bevölkerung überfüllten Gebiete Deutschlands nicht so sehr im Herzen des Vaterlandes liegen, sondern zu einem erheblichen Teil mehr gegen die Grenzen hin. Die Rheinprovinz mit ihren 5,6 Millionen Stadtbewohnern gegenüber nur 1½ Million ländlicher Bevölkerung ist eine Grenzprovinz. Ebenso ist der ganze Westen unseres Vaterlandes bis ins Elsaß hinunter dicht mit Städten besetzt. Im Norden gegen das Meer zu finden wir dieselbe Tatsache bestätigt. Was ist die Folge dieser Siedlungserscheinung?

Die gegen die Landesgrenzen zu liegenden Städtebezirke decken in Friedenszeiten einen großen Teil ihres Nahrungsbedarfs durch Zufuhr vom Auslande. Bleiben wir bei der Rheinprovinz. Für die niederrheinischen Städte ist es im Frieden sehr bequem und auch vorteilhaft gewesen, Nahrungsmittel der verschiedensten Art vom Ausland zu beziehen. Von Übersee kam nicht nur Getreide, sondern auch sonstige Nahrungsmittel kamen großenteils über Belgien und Holland herein in die Rheinprovinz. Aus den genannten Grenzländern selbst aber wurden große Massen verschiedener Nahrungsmittel in das so kaufkräftige Rheinland gebracht. Es sei nur erinnert an die sehr starke Zufuhr von Gemüse, Frühkartoffeln (2½ Millionen Doppelzentner), Obst, Butter und Käse, Südfrüchten usw. Die Zufuhr an solchen Dingen aus dem benachbarten Ausland war trotz der Zölle vielfach billiger als die Herbeischaffung derselben aus weit entlegenen Gebieten des Inlandes. Der weite Transport zu Lande verteuerte eben die Nahrungsmittel sehr. Und selbst wo das weniger der Fall war, fand es der Handel doch bequemer, die in größern Massen sich bietenden Auslandswaren von dort zu beziehen.

Dieser Bezug von Nahrungsmitteln aus dem Auslande, das teilweise Angewiesensein auf die Zufuhr vom Auslande mußte in der Kriegszeit die Versorgung der städtereichen Grenzbezirke mit Nahrungsmitteln besonders schwierig gestalten. Denn nun waren die Grenzen geschlossen. Auch das neutrale Ausland ließ vielfach nur noch wenig Nahrungs-

mittel durch. Damit war eine ganze Reihe von wichtigen Speisekanälen der Städte zugeschnürt. Der entsprechende, bisher vom Ausland gedeckte Nahrungsmittelbedarf sollte und mußte nun mit einemmal aus dem eignen Lande gedeckt werden. In demselben Augenblick aber hatte die Produktion des Inlandes nicht zugenommen, sondern war durch den Krieg geschwächt worden. Die im Inland zur Verfügung stehende Nahrungsmittelmenge wurde nicht größer, sondern geringer. Und doch mußte statt der sibirischen Butterzüge, welche im Frieden einen erheblichen Teil des Berliner Buttermarktes versorgt hatten, statt der gewaltigen Schmalzmengen, die mit den Schiffen über den Ozean geschleppt worden waren und einen großen Teil des Fettbedarfs der Industriebevölkerung am Niederrhein decken halfen, Butter und Fett irgendwoher aus dem Inlande besorgt werden. Mit diesem gewaltigen Bedarf erschien nun die Großstadt und wollte ihn neben ihrem sonstigen Inlandsbezug auch noch in der Heimat decken.

Verstärkt wurde dieses Bedürfnis der Städte nach heimischen Lebensmitteln noch durch folgendes: Neben den gewöhnlichem Nahrungsmitteln wurden im Frieden auch sehr große Mengen von *feinen Nahrungs- und Genußmitteln eingeführt*, die man in frühern Zeiten nur wenig brauchte. Außer Südfrüchten im weitesten Sinne kamen besonders Fischereiprodukte, Reis u. dgl. in Frage. Wenn auch das platte Land von diesen Waren mitzehrte, so traf doch der Hauptbedarf auf die Städte. Diese nach Millionen und Millionen von Zentnern zählenden Dinge blieben gleichfalls aus oder wurden doch nur noch in geringer Menge eingeführt. An ihre Stelle mußten nun heimische Nahrungsmittel treten. Ein neuer Grund, weshalb sich die Nahrungsmittelversorgung um so schwieriger gestaltete, je größer die zu versorgenden Städte sind.

Bei *manchen Gegenständen* des täglichen Nahrungsbedarfs aber ist die Großstadt in erster Linie *auf die Zufuhr aus der Umgegend angewiesen*. Frische Landeier kann man nicht aus Amerika holen. Da ist rascher Transport notwendig; nur wenn man sich mit ziemlich alten Eiern zufrieden gibt, kann man dieselben aus großer Entfernung herbeiholen, wobei immer die Gefahr des Verderbens bleibt. Noch deutlicher treten diese Verhältnisse bei der Milchversorgung der Städte zutage.

Man stelle sich nur einmal vor, was es heißt, Berlin mit *Milch* zu versehen. Die Stadtgemeinde Berlin allein brauchte bei ihren 2 Millionen Einwohnern 1913 262 Millionen Liter Vollmilch, die auf der *Bahn* herangeschafft wurden. Die sonstige Anlieferung, sowie kondensierte und Trockenmilch war darin nicht enthalten. Um nun diese Menge von Milch aufzutreiben, mußte die Stadt weit hinausgreifen ins Land. Denn mehr als 50 000 Kühe waren allein für die Erzeugung der durch die Bahn beigeschafften Milch notwendig. Der vierte Teil der genannten Milchmenge wurde aus Entfernungen von mehr als 90 Kilometer herbeigeführt. 4 Millionen Liter kamen sogar aus Entfernungen von 200 bis 365 Kilometer her. (Vgl. *Beusch*, Binnenwanderung und Stadtkultur. Volksvereins-Verlag.) Der größte Teil des Milchbedarfs der Großstädte wurde aber doch immer in einer nicht allzu großen Entfernung von den Städten selbst hergestellt. Besonders für das umliegende Land erwies sich die Milchwirtschaft als sehr lohnend. Darum war in der Umgebung der Großstädte die Milcherzeugung

auf eine erstaunliche Höhe gebracht worden. Durch weitgehende Verwendung von Kraftfutter, von Reismehl, Gerste, Ölkuchen usw. war die Leistungsfähigkeit der Milchtiere aufs höchste gesteigert und eine solche Anzahl von Vieh eingestellt worden, daß die in eigner Wirtschaft erzeugten Futtermassen bei weitem nicht genügten, um das Vieh hinreichend zu ernähren. Die unnatürlich hohe Milchproduktion der Nachbargebiete von Großstädten konnte darum nur so lange aufrechterhalten werden, als die notwendigen Kraftfuttermittel zur Verfügung standen. Diese aber stammten vom Ausland, von allen möglichen Teilen der Welt. Daher die zunehmenden Schwierigkeiten in der Beschaffung von Milch und Butter.

4. Um die Ernährung der Großstädte sicherzustellen, war in Friedenszeiten

ein ungeheurer Apparat von Verkehrs- und Handelsleistungen nötig

von Menschen und Transportmitteln. Diese ganze Maschinerie war getrieben durch die Triebkraft des freien Wettbewerbs.

J e t z t i m K r i e g e h a t d i e s e M a s c h i n e r i e g e w a l t i g g e l i t t e n. Nicht nur, daß die Wege der Zufuhr vielfach andere werden mußten, die Verkehrsmittel wurden in ihrer Leistungsfähigkeit geschwächt, die Zahl der Arbeitskräfte verringert und — das schwierigste von allem — die ganze unter dem Frieden entstandene Ordnung wurde durch behördliche Maßnahmen mehr oder minder umgeändert. Da gab es Hemmungen und Reibungen in der Maschinerie in Menge. A l l d a s e r k l ä r t z u r G e n ü g e, w a r u m d i e S t ä d t e, v o r a l l e m d i e g r o ß e n S t ä d t e, m i t b e s o n d e r n N a h r u n g s s c h w i e r i g k e i t e n z u k ä m p f e n h a b e n. Sie müssen von der Hand in den Mund leben. Die Nahrungsmittel, die herangebracht werden, reichen mit den Vorräten nur meist ganz kurze Zeit. Wird dann die Anlieferung irgendeiner Ware verzögert, so macht sich das in einer Stadt, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählen, sehr unangenehm bemerkbar.

In der Eigenart der neuzeitlichen Städtesiedlung mit ihren Riesenausmaßen liegt ein großer Teil unserer heutigen Ernährungsschwierigkeiten begründet. D a s m u ß s i c h s o w o h l d i e S t a d t b e v ö l k e r u n g a l s a u c h d i e L a n d b e v ö l k e r u n g s a g e n. Die Stadtbevölkerung kann daraus ersehen, daß es wirklich nicht so einfach ist, durch Verordnungen die Ernährungsfrage zu lösen. Für die Landbevölkerung aber ist die Not der Städte der beste Ansporn, daß sie ihrerseits alles tun, um diese Not zu heben. Gerade weil aus natürlichen Ursachen heraus die Versorgung der großen Städte mit besondern Schwierigkeiten verknüpft ist, muß die Landbevölkerung alles tun, was diese Versorgung erleichtern kann. Nur durch ein gegenseitiges Verstehen, nur durch eine verständnisvolle Unter- und Einordnung in die Vorschriften, die zur Ernährung des Volkes erlassen werden, ist es möglich, über alle Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Stadt und Land sind gewiß verschieden geartet. Aber diese Verschiedenartigkeit soll nicht werden zu einem schroffen Gegensatz, sondern soll dazu dienen, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Wenn unsere Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten einen so großen Aufschwung genommen hat, dann rührt das zum großen Teil daher, daß die Städte so gewaltig gewachsen sind, daß dort

durch Industrie und Handel der Wohlstand sich mehrte. Mit der zunehmenden Volkszahl und dem wachsenden Einkommen wurden die Städte zu immer bessern Kunden der Landwirtschaft. Die Preise für landwirtschaftliche Produkte stiegen und der Bauer konnte so für seine harte Arbeit bessern Lohn finden. Daß gerade die Städte diese Wirkung hervorbrachten, kann jeder sehen, wenn er die Preise für zahlreiche landwirtschaftliche Erzeugnisse (Gemüse, Eier, Butter, Milch usw.) in städtearmen und städtereichen Gegenden vergleicht. Der große Bedarf der Städte hat dazu beigetragen, daß die Landwirtschaft sich von den schweren Zeiten der 80er Jahre wieder erholen konnte.

Jetzt im Kriege darf der Bauer das nicht vergessen. Der Städter lernt jetzt die Bedeutung der Landwirtschaft kennen. Die Landwirtschaft muß aber auch einen Blick haben für die Not der Städte. Wenn beide zusammen helfen, dann wird die notvolle Zeit ohne Gefahren überwunden werden können.

3. Der Ernährungsplan für das Wirtschaftsjahr 1917/18

Inhalt: Vorgesehen ist 1. eine sachgemäße Preisgestaltung, 2. ein gesunder Preisausgleich, 3. somit eine zweckmäßigere Versorgung der Bevölkerung.

Um unsere künftige Ernährung nach Möglichkeit sicherzustellen, bedarf es vor allem der frühzeitigen Aufstellung eines nach bestimmten Gesichtspunkten genau geregelten Wirtschaftsplanes. Ein Haupterfordernis ist Klarheit und Stetigkeit. Sowohl Produzenten wie Konsumenten müssen von vornherein wissen, woran sie sind und daß künftig nicht fortwährend wieder Änderungen und Störungen eintreten. Nach diesen Grundsätzen ist im März 1917 vom Kriegsernährungsamt nach vorheriger ausgiebiger Beratung mit allen beteiligten Kreisen ein bestimmter Wirtschaftsplan für das Jahr 1917/18 aufgestellt worden.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist dabei

1. die Schaffung einer sachgemäßen Preisgestaltung

für alle Erzeugnisse des Bodens und der Tierhaltung. Die Getreidepreise standen am Ende des zweiten Kriegswirtschaftsjahres um rund 30 Prozent, die Futtermittelpreise teilweise um 3—400 Prozent, die Fleischpreise um 2—300 Prozent höher als im Durchschnitt der letzten zehn Friedensjahre. Diese Preisverhältnisse waren ungesund. Die großen Preisunterschiede hatten zur Folge, daß nicht diejenigen Produkte erzeugt wurden, die für die menschliche Ernährung am notwendigsten waren, sondern diejenigen, die den größten Gewinn abwarfen. Werden die Preise verschiedener Produkte um fast den gleichen Betrag erhöht, so ist der Gewinnunterschied ein ganz verschiedenartiger. Ein Beispiel soll uns das klarmachen: Steigen die Rübenpreise um 1 ℳ pro Doppelzentner, so macht das bei einem durchschnittlichen Hektarertrag von 300 Doppelzentnern auf den Hektar bereits 300 ℳ aus. Steigen die Getreidepreise um 1 ℳ pro Doppelzentner, so macht das bei einer Durchschnittsernte von 20 Doppelzentnern pro Hektar nur 20 ℳ aus. Vor allem aber schien es den Landwirten bisher bei der großen Knappheit an Futtermitteln und bei den am meisten gestiegenen

Fleischpreisen vielfach vorteilhafter, manche Produkte, besonders Kartoffeln und Getreide, zu verfüttern. Diese Produkte dienen aber am besten direkt der menschlichen Ernährung, zumal bei der Umwandlung der genannten Produkte, z. B. Schweinefleisch und Fett, ein Nährwertverlust von etwa 50 Prozent eintritt, der den Menschen entzogen wird. Man hat es als einen großen Fehler bezeichnet, daß man seinerzeit die Futtermittel und damit die Viehpreise so sehr in die Höhe treiben ließ.

Um diesen Mißlichkeiten künftig zu begegnen, will der neue Plan die direkte menschliche Ernährung mehr in den Vordergrund stellen. Als notwendiges und erstrebenswertes Ziel erschien es, einen erhöhten Anbau von Brotgetreide und Kartoffeln und die möglichste Vermeidung der Verfütterungsgefahr dieser Produkte zu erreichen. Brot und Kartoffeln sind die wichtigsten menschlichen Ernährungsmittel. Zur Erreichung dieses Zieles erschien als wichtigstes Mittel

2. die Herbeiführung eines gesunden Preisausgleichs,

einer angemessenen Preisrelation. Vertreter aus Verbraucherkreisen wünschten, daß bei der Preisbestimmung die bisherigen Getreidepreise als Grundlage des Preisausgleichs genommen würden. Demgegenüber wünschten Vertreter aus Erzeugerkreisen, daß die bisherigen Viehpreise die Grundlage bilden sollten. Man hat indes weder das eine noch das andere getan, sondern ist einen Mittelweg gegangen.

Eine Preissteigerung erfahren vor allem folgende Produkte (für die Tonne = 20 Zentner):

	bisheriger Preis	künftiger Preis
1. Roggen	ℳ 220.—	ℳ 270.—
2. Weizen	„ 260.—	„ 290.—
3. Kartoffeln	„ 90.—	„ 100.—
4. Zuckerrüben	„ 30.—	„ 50.—

Der Preis für Weizen und Roggen gilt für den Berliner Bezirk. Die bisherigen Preisunterschiede zwischen dem Osten und Westen bleiben für diese Fruchtarten bestehen. Der Erzeugerpreis für Herbstkartoffeln betrug im vorigen Jahre vom 1. Oktober bis 15. Februar 4 ℳ, ab 16. Februar 5 ℳ, so daß der Durchschnittspreis etwa 4,50 ℳ pro Zentner betrug. Im künftigen Jahre soll ein Einheitspreis für Herbstkartoffeln eingeführt werden, der für das ganze Jahr Gültigkeit haben und 5 ℳ betragen soll. Fabrikkartoffeln und unverlesene Kartoffeln sollen im Preise entsprechend herabgesetzt werden, während für den Westen und Süden, wo auch in Friedenszeiten ein höherer Kartoffelerzeugerpreis als im Reichsdurchschnitt üblich war, ein Erzeugerpreis bis zu 6 ℳ durch die Landes- und Provinzialkartoffelstellen mit Zustimmung des Kriegsernährungsamtes festgesetzt werden kann. Der Herbstkartoffelpreis tritt statt wie bisher am 1. Oktober schon am 15. September an Stelle des höhern Frühkartoffelpreises in Kraft.

Eine Preissenkung erfahren:

1. Rinder um 15 Prozent im Lebendgewicht (das ist 25—30 Prozent im Schlachtgewicht).

2. Schweine um 20—25 Prozent im Lebendgewicht je nach der Gewichtsklasse (das ist 30—35 Prozent im Schlachtgewicht).

3. Hafer um 30 ℳ pro Tonne.

4. Gerste um 30—70 ℳ pro Tonne.

5. Kohlrüben um 15 ℳ pro Tonne.

6. Futterrüben um 6 ℳ pro Tonne.

7. Futtermöhren um 10 ℳ pro Tonne.

Im einzelnen gilt für diese Erzeugnisse folgendes: Der Preis des Hafers, der im vorigen Jahr 300—360 ℳ betrug, wird durchweg auf 270 ℳ herabgesetzt; der Preis der Gerste, die im vorigen Jahr bis 360 ℳ kostete, gleichfalls durchweg auf 270 ℳ. Die Preise für Hülsenfrüchte und Ölfrüchte bleiben wie bisher bestehen.

Über die Ablieferungsbedingungen ist erst später bei Feststellung der neuen Organisation Entscheidung zu treffen. Die Gerste soll dem Vorschlage des Reichstagsausschusses entsprechend, soweit es die Aufrechterhaltung der Wirtschaftsbetriebe zuläßt, der menschlichen Ernährung zugeführt werden. Bei den künftig zu säenden Ölfrüchten soll zur Vermehrung der Ansaat den Erzeugern ein größerer Teil der Ölkuchen als bisher belassen werden.

Für Runkelrüben, Kohlrüben und Feldmöhren werden, um der Neigung, ihren Anbau an Stelle des Kartoffel- und Zuckerrübenanbaues allzusehr zu steigern, entgegenzuwirken, erheblich niedrigere Höchstpreise wie bisher, nämlich 1,50 ℳ (bisher 1,80 ℳ) bzw. 1,75 ℳ (bisher 2,50 ℳ) und 2,50 ℳ (bisher 4 ℳ) für den Zentner festgesetzt. Lieferungsverträge zu höhern Preisen über Kohlrüben sollen nicht mehr abgeschlossen werden. Der Präsident des Kriegsernährungsamtes bleibt berechtigt, soweit es zur zweckmäßigen Regelung der Ablieferungszeit nötig ist, zeitweilig Preiszu- und -abschläge in mäßiger Höhe für die Bodenerzeugnisse festzusetzen.

Über die Bemessung der Viehpreise ist folgendes zu sagen: Es betragen vom 1. Mai ab die Preise für Schlachtschweine bis zu 60 Kilogramm 53—61 ℳ, über 60—70 Kilogramm 57—65 ℳ, über 70—85 Kilogramm 67—75 ℳ, über 85—100 Kilogramm 72—80 ℳ.

Das bedeutet gegen früher eine Preisminderung von 20 bis 25 Prozent. Infolge dieser Preissenkung ist im April auf ein starkes Angebot von Schweinen zu rechnen, das auch zur Verhinderung der Verfütterung von für Ernährungszwecke gebrauchten Bodenerzeugnissen erwünscht ist. Deshalb werden die Rinderpreise nicht gleichzeitig, sondern erst zum Juli gesenkt, um für die Monate Mai und Juni, wo wegen der Knappheit an sonstigen Nahrungsmitteln, ebenso wie im April, eine verstärkte Lieferung von Schlachtvieh nötig sein wird, ein ausreichendes Angebot zu sichern und die wirtschaftlich besonders nachteiligen Zwangsenteignungen von Vieh nach Möglichkeit entbehrlich zu machen. Die Schlachtviehpreise für Rinder betragen vom 1. Juli ab:

1. für gering gemästete Rinder einschließlich Fressern (Klasse C) 55 ℳ;

2. für ausgemästete Ochsen und Kühe über 7 Jahre, Bullen über 5 Jahre und angefleischte Ochsen, Kühe, Bullen und Färsen jedes Alters (Klasse B) im Lebendgewicht bis zu 5,5 Zentner 60 ℳ, über 5,5 bis 7 Zentner 68 ℳ, über 7 bis 8,5 Zentner 72 ℳ, über 8,5 bis 10 Zentner 76 ℳ, über 10 bis 11,5 Zentner 80 ℳ, über 11,5 Zentner 85 ℳ;

3. für ausgemästete oder vollfleischige Ochsen und Kühe bis zu 7 Jahren, Bullen bis zu 5 Jahren und Färsen (Klasse A) 90 *M*.

Die Preissenkung gegen früher beträgt rund 15 Prozent. Besondern Verhältnissen, vor allem in Bezirken mit kleinen, aber fleischigen Viehschlägen soll durch entsprechend andere Abstufung der Gewichts- und Preisklassen Rechnung getragen werden. Auch das in einzelnen Staaten bewährte Verfahren soll beibehalten und, soweit angängig, ausgedehnt werden, daß die Preise nicht schematisch nach dem Gewicht im Stall, sondern erst am Abnahmeort durch eine unparteiische Kommission nach Qualitätsklassen festgesetzt werden.

3. Ziel ist zweckmäßige Versorgung der Bevölkerung

In der Kundgebung des Kriegsernährungsamtes zu dem neuen Versorgungsplan heißt es:

Die neue Preisregelung bringt der Landwirtschaft als Gesamtheit annähernd dieselben Einnahmen aus den abzuliefernden Erzeugnissen wie bisher. Sie bewirkt aber eine Verschiebung nach zwei Richtungen. Durch die bisherige Preisregelung waren die hauptsächlich auf den Roggen-, Hafer- und Kartoffelbau angewiesenen Bezirke mit ärmern Böden durchschnittlich benachteiligt und zum Teil in ihrer Leistungsfähigkeit gefährdet. Sie werden jetzt besser gestellt, während die an Weiden und Wiesen reichen Betriebe und die Bezirke mit starkem Gerstebau, die trotz der fehlenden Gersteeinfuhr eine starke Schweinezucht treiben konnten, weniger günstig als bisher stehen. Im einzelnen Betriebe bewirkt die Preisregelung, daß nicht wie bisher die Verfütterung, sondern die Ablieferung von Körnern und Kartoffeln für den menschlichen Genuß die günstigere Verwertung bringt und daß ferner das beste Futter und die beste Weide künftig weniger den Schlachttieren als dem Milchvieh zugewiesen werden. Freilich wird, um die bei der unvermeidlichen Einschränkung der Erzeugung fetter Tiere besonders nötig werdende Erzeugung von Milchfett zu fördern, der Milchpreis in denjenigen Bezirken, wo er zurzeit nachweisbar erheblich unter den Erzeugungskosten liegt, erhöht werden müssen, was aber nicht allgemein, sondern nur in den einzelnen Wirtschaftsgebieten nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse zu geschehen hat.

Neben den günstigen Seiten des Preisausgleichs ließen sich einige ungünstige Wirkungen nicht ganz vermeiden. Diese dürften insbesondere dreierlei Art sein: Zunächst bringt der Preisausgleich dem Teil der Landwirtschaft, der überwiegend Brotgetreide und Kartoffeln baut, für die folgende Zeit größere Gewinnmöglichkeit, während die überwiegend Vieh haltenden Landwirte, das sind meist die kleinen Bauern, nach dem Preisausgleich nicht mehr so günstig gestellt sind. Dann bedeutet der Preisausgleich eine Entlastung des Heeres zuungunsten der Zivilbevölkerung. Das Heer ist nämlich der größte Fleischverbraucher. Das Fleisch wird im Preise gesenkt. Die Zivilbevölkerung dagegen ist stärker auf den Brotgenuß angewiesen. Das Brotgetreide aber wird im Preise erhöht. Schließlich kann der Preisausgleich noch die ungünstige Wirkung haben, daß er die Bemittelten weniger belastet als die Minderbemittelten. Erstere können, solange die bisherigen Fleischrationen sich aufrechterhalten lassen, ihre Fleischkarten restlos ausnützen und machen daher bei dem verbilligten

Fleisch-Ersparnisse, während ein großer Teil der minderbemittelten Bevölkerung, der seine Fleischkarten nicht ausnützen kann, zwar einerseits verteuertes Brot bezahlen muß, aber das verbilligte Fleisch nicht beziehen könnte. Um diese ungünstigen Wirkungen, soweit sie vermeidbar sind, hintanzuhalten, hat der Ernährungsausschuß des Reichstags auf Anregung von Verbraucherseite folgenden Beschluß gefaßt:

„Bei einer Steigerung des Preises für Roggen und Weizen ist eine Erhöhung des Brotpreises zu vermeiden durch Verminderung der Spannung zwischen Getreide- und Mehlpreis, sowie in zahlreichen Gemeinden durch Verminderung der Spannung zwischen Mehl- und Brotpreis. Zu diesem Zwecke sind für die Gemeinden entsprechende Vorschriften zu erlassen. Soweit diese Mittel nicht ausreichend sein sollten, sind Zuschüsse aus Reichsmitteln zu gewähren. Bei der beabsichtigten Senkung der Viehpreise ist auf Erhaltung eines leistungsfähigen Viehstandes Rücksicht zu nehmen und Vorsorge zu treffen, daß die Ermäßigung in vollem Umfang in erniedrigten Fleischpreisen den Verbrauchern zugute kommt. Die Spannung zwischen Vieh- und Fleischpreisen ist auf das durchaus notwendige Maß herabzusetzen durch Verminderung der Provisionssätze der Viehhandelsverbände und der nicht selten sehr erheblichen Handelsaufschläge für Zwischen- und Kleinhandel. Die Gemeindeverwaltungen müssen zu entsprechenden Maßnahmen angehalten werden." Diesen Anregungen, insbesondere auch der Verbilligung der Fleischpreise durch öffentliche Zuschüsse, ist mittlerweile schon Rechnung getragen worden.

Schließlich ist noch Bedacht darauf genommen, das System der Lieferungsverträge zwischen Überschuß- und Bedarfsverbänden weiter auszubauen, und zwar hauptsächlich für solche Produkte, die rasch verderblich sind und sich leicht der öffentlichen Bewirtschaftung entziehen.

4. Wie die Landwirtschaft über die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen denken soll

Inhalt: 1. Warum diese Eingriffe in unsere Wirtschaft? 2. Die Regelung liegt im Interesse der Landwirtschaft selbst. 3. Die Befolgung der Vorschriften ist notwendig. 4. Die Bauern selbst haben schließlich den Schaden von der Nichtbefolgung. 5. Manche haben es schwerer wie wir.

Der Bauer liebt die Freiheit wie kein anderer. Er will ein freier Mann auf freier Scholle sein. Niemand empfindet daher ungewohnte Einschränkungen und Vorschriften im Betriebe so sehr wie er. Nun hat der Krieg der freien Betätigung viele und enge Schranken gesetzt. Der Krieg schafft für jeden harte, bittere Notwendigkeiten. An die Stelle der Freiheit tritt vielfach der Zwang, das eiserne Muß. Ohne Einschränkung der Freiheit, ohne strenge Regelung, ohne Zucht und Zwang läßt sich kein Krieg führen. Darum haben wir die allgemeine Wehrpflicht und Dienstpflicht. Trotz allem aber wäre der Krieg verloren, wenn neben der Wehrpflicht nicht auch eine Nährpflicht aufgestellt würde nach ganz bestimmter Vorschrift und Regelung. Wir müssen uns durch den harten Krieg die Freiheit erkämpfen, und wenn wir nicht für immer unsere Freiheit verlieren wollen, dann müssen wir uns während des Krieges zeitweise Einschränkungen gefallen lassen.

Darum sollte keiner mehr fragen:

1. Warum diese Eingriffe in unsere Wirtschaft?

Mitunter hört man ja schon einmal sagen: Man hätte es bei der freien Wirtschaft belassen sollen. Wer so spricht, der verkennt vollständig den großen Unterschied zwischen Friedenswirtschaft und Kriegswirtschaft. Im Frieden war die freie Wirtschaft angebracht und von Vorteil. Im Frieden war das Angebot genügend, und die Nachfrage bewegte sich in ruhigen Bahnen. Das alles hat im Kriege aufgehört. Wir haben im Kriege bedeutend weniger Lebensmittel zur Verfügung. Die bisherige starke ausländische Zufuhr (für 3 bis 4 Milliarden Mark) fiel weg, und die einheimische Erzeugung wurde infolge mancherlei Betriebsschwierigkeiten (Mangel an Arbeitskräften, Futtermitteln, Düngemitteln usw.) erheblich vermindert. Viel zu wenig Lebensmittel standen zur Verfügung, und dieses wenige mußte von einer einheitlichen Stelle sorgsam bewirtschaftet, verwahrt und verteilt werden. Hätte man alles dem freien Lauf überlassen, dann wäre es ein großes Durcheinander geworden. Jeder hätte nur für sich gesorgt; die Reichen hätten alles, die Armen hätten wenig oder auch nichts bekommen. Eine gleichmäßige Verteilung und ein Auskommen mit unsern knappen Lebensmitteln über ein ganzes Jahr hin bis zur neuen Ernte wäre ganz unmöglich gewesen. (Vgl. „Kriegsvorträge in der Heimat", Heft 1, Vortrag 7 und 10.)

Wenn uns das Durchhalten möglich sein soll, dann muß denen, welche genug oder gar zu viel haben, eine Einschränkung auferlegt, und denen, welche zu wenig oder nichts haben, etwas hinzugegeben werden. Wenn nur die eine Hälfte der Bevölkerung genügend zu leben hat, die andere aber nicht, dann ist der Krieg verloren. Es sind gewaltige Opfer, welche das deutsche Volk heute mit bewundernswerter Geduld trägt. Aber alles, selbst das Schwerste trägt das deutsche Volk geduldig und starkmütig, solange es weiß, daß es nicht anders geht und alle in gleicher Weise die Entbehrungen mittragen. Wenn es aber sieht, daß manche von den kriegszeitlichen Erschwerungen kaum berührt werden und noch leben wie im Frieden, dann kann man es verstehen, wenn sich eine ständig steigende Erbitterung breitmacht.

Ist es nicht auf dem Lande ebenso? Nehmen wir einmal an, man würde auf dem Lande allem seinen freien Lauf lassen, es jedem Landwirten frei überlassen, nach seinem Belieben zu tun, was er will, beliebige Preise zu nehmen, beliebig viel abzuliefern usw. Würde es da nicht manchen geben, der, sei es aus Unkenntnis unserer Lage, sei es aus persönlichen Gründen oder aus Gewinnsucht, immer nur das tun würde, was ihm paßte und von Vorteil wäre, ohne Rücksicht auf die Gesamtheit! Und das führt auch zur Unzufriedenheit auf dem Lande. Wir haben das ja alles schon erlebt während des Krieges. Wir haben es mit der freien Wirtschaft versucht, aber es ging nicht. Als es noch keine Höchstpreise und keine Beschlagnahme gab, da waren es Landwirte selbst, welche die Einführung dieser Maßnahmen verlangten. Denn man machte überall die Erfahrung, immer wieder gab es einige, welche übertriebene Preise verlangten, große Mengen zurückhielten und fast nichts zur Ablieferung brachten. Infolgedessen sagten sich schließlich auch die gutgesinnten Landwirte: „Wenn der Nachbar sich an nichts stört, dann tue ich es auch nicht; wenn der Nachbar

fast nichts abliefert, warum soll ich allein alles hergeben; wenn der Nachbar mit seinen Preisen so reich wird, warum soll ich allein den Schaden haben!" So kam es auch zur Unzufriedenheit auf dem Lande. Und darum sagten damals schon einsichtsvolle Landwirte: Es muß alles in gleicher und gerechter Weise geregelt werden; es müssen allgemein bindende Vorschriften erlassen werden, wonach sich jeder zu richten hat. Ohne Zwang geht es nicht, und wenn der eine sieht, daß der andere keine Bevorzugung genießt, dann schickt man sich schon darin.

Man kann also sagen,

2. die Regelung liegt im Interesse der Landwirtschaft selbst.

Dies wird uns noch klarer, wenn wir folgendes bedenken. Die Landwirte haben allerlei zur Aufrechterhaltung und Durchführung ihres Betriebes nötig, wie Düngemittel, Futtermittel, Saatgut, Brennmaterial, Petroleum, Eisen, Leder, Stahl- und Eisenwaren, Draht, Schmieröl, Maschinen, Holzwaren, Kolonialwaren, Garne, Stricke, Kleiderstoffe, Schuhzeug usw. Wie sehr haben die Landwirte geklagt, als diese Bedarfsgegenstände noch keiner behördlichen Regelung unterlagen, sondern dem freien Verkehr überlassen waren! Infolge der „freien Wirtschaft" wurden hier die Verhältnisse immer unerträglicher. Deshalb haben die Landwirte nachdrücklich bei diesen Artikeln den Erlaß von Höchstpreisen, die Beschlagnahme, die öffentliche Bewirtschaftung und gerechte Verteilung gefordert.

In diesem Zusammenhange wird es auch verständlich, wenn man sagt, daß die Landwirtschaft gar nicht interessiert ist an übertrieben hohen Preisen. Die berufenen Vertreter der Landwirtschaft haben es oft genug selbst ausgesprochen, daß der Wunsch der Landwirte auf mittlere und gleichbleibende Preise gerichtet sei. Zu hohe Preise können für die Landwirtschaft direkt von Schaden sein. Nicht allein deshalb, weil bei übertriebenen Preisen die Mißstimmung der Stadtbevölkerung gegen die Landwirtschaft immer mehr wächst, sondern noch aus einem andern Grunde. Wie nämlich schon erwähnt, ist der Landwirt nicht allein Verkäufer, sondern auch Käufer. Er muß manches kaufen für seinen Betriebsbedarf (Saatgut, Dünge- und Futtermittel, Milchvieh, Jungvieh, Magervieh, Pferde) wie auch für seinen Hausbedarf (Kleider, Schuhe, Kolonialwaren). Wenn aber die Lebensmittel so sehr im Preise steigen, dann wird auch alles andere teurer, vor allem auch dasjenige, was der Landwirt selbst kaufen muß. Noch immer sind die Preise für die Lebensmittel der Maßstab gewesen für die Preisbildung aller übrigen Waren. Und wenn man in den städtischen Geschäften fragt, warum dieser oder jener Artikel so teuer geworden ist, so wird das fast immer mit der so teuer gewordenen Lebenshaltung begründet.

Jedermann sollte also einsehen, daß es ohne geregelte Ordnung und ohne bindende Vorschriften gar nicht geht. Ebenso wie bei unserer Feldarmee, so muß es auch bei unserer Heimatarmee ein williges Unterordnen und eine strenge Disziplin geben. Unsere großartigen militärischen Erfolge danken wir nur der eisernen Disziplin und dem unbedingten Gehorsam, der in unserm Feldheere lebendig ist. Was würde es geben, wenn jeder einzelne Soldat nach seinem eignen Gutdünken und Belieben vorgehen würde! Dann würde überhaupt

kein Kriegsplan mehr durchführbar sein. Und ebenso muß es auch mit unsern Wirtschaftsplänen gehen, wenn keiner sich daran stört, wenn jeder tut, was er will, und wenn jeder nach seiner eignen persönlichen Meinung vorgeht. Daher muß heute auch jeder Landwirt sich willig unterordnen und den Anordnungen der berufenen und zuständigen Stellen unbedingten Gehorsam leisten. In dieser schweren gemeinsamen Notzeit darf keiner Eigeninteressen und Sonderwünschen nachjagen. Heute in dieser harten Kriegszeit dürfen wir nicht mit dem Rechenstift dasitzen und ausrechnen, was es uns einbringt oder gar den Anbau wichtiger Produkte einschränken, weil etwas anderes uns rentabler und bequemer erscheint. Was würde es geben, wenn unsere Soldaten ebenso handeln würden und sich sagten: „Wir bekommen täglich nur die paar Pfennige Soldatenlöhnung, und dafür sollen wir Tag für Tag unser Leben aufs Spiel setzen und die unerhörten Strapazen und Entbehrungen ertragen! Das ist uns zu wenig; das lohnt sich nicht!" So denken unsere Soldaten nicht, sie kämpfen für das große Ganze, für das gemeinsame Vaterland, und von demselben Gedanken müssen auch wir, die Mitkämpfer in der Heimatarmee, uns leiten lassen.

Gewiß empfinden auch unsere Soldaten die ungewohnten strengen militärischen Vorschriften oft sehr schwer, aber sie sagen sich, es muß sein, es geht nicht anders. Gewiß kommen auch bei unsern militärischen Kommandostellen schon einmal Mißgriffe vor; das ist bei der Riesengröße der Einrichtungen und Aufgaben gar nicht zu vermeiden. Ebenso unvermeidlich sind auch Fehlgriffe in unserer behördlichen Wirtschaftsführung. Ja, die Wirtschaftsführung ist in manchem noch viel schwieriger als die Kriegführung. Denn die Heeresleitung mit ihrer straffen Organisation kann sich auf den unbedingten Gehorsam der Truppen verlassen, während das Wirtschaftsleben unendlich zersplittert ist, und es an dem nötigen Gehorsam und der Befolgung der Vorschriften oft sehr mangelt. Aber

3. die Befolgung der Vorschriften ist notwendig.

Das sollten vor allem diejenigen bedenken, welche immer nur nörgeln über die behördliche Regelung. Sie sollen zunächst bedenken, wie ungeheuer schwierig es ist, die ganze Ernährungswirtschaft eines 70-Millionen-Volkes mit einem Male vollständig umzustellen. Wenn dieser Plan gelingen soll, dann muß jeder einzelne dazu seine tatkräftige Mitarbeit leihen. Unsere Behörden erlassen die Vorschriften gewiß nicht aus Übermut oder aus Lust an Quälerei; sie täten lieber was anderes. Sie begrüßen gern jede Mitarbeit und jeden Vorschlag zur Besserung. Darum sollen wir uns nicht verärgert und nörgelnd beiseite stellen, sondern tatkräftig mitarbeiten. Wir selbst können und müssen dafür sorgen, daß Fehler abgestellt und Härten möglichst vermieden werden. Die Behörde selbst legt den größten Wert darauf, daß bei der Aufstellung und Durchführung in erster Linie sachverständige Leute herangezogen werden. Deshalb hat die Behörde vor allem überall besondere Kriegswirtschaftsstellen einrichten lassen, die ausschließlich aus sachverständigen Personen und praktischen Landwirten sich zusammensetzen. Dort können die Landwirte auch ihre Wünsche und Beschwerden am besten vorbringen, so daß allen Ansprüchen nach Möglichkeit Rechnung getragen wird.

Es ist sicherlich nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die Entscheidung des Krieges zu einem großen Teile von dem Verhalten unserer Landwirtschaft abhängt. Versagt unsere Landwirtschaft, dann sind wir verloren. Es ruht also heute eine ganz ungeheure Pflicht und Verantwortung auf unserer Landwirtschaft. Daher ist es auch so unendlich wichtig, daß überall die Lebensmittel in der richtigen Weise zum Anbau gelangen, daß jedesmal die richtigen Bestandsangaben gemacht werden und die Lebensmittel, soweit als möglich, zur Ablieferung gelangen. An einem guten Preis soll es nicht fehlen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Angaben über die vorhandenen Lebensmittel bei behördlichen Anfragen und Erhebungen. Unsere ganze Ernährungswirtschaft muß im Krieg nach ganz bestimmten Plänen und nach sorgfältig aufgestellten Berechnungen für das ganze Jahr geregelt werden. Zu diesem Zwecke ist ja eigens das Kriegsernährungsamt in Berlin eingerichtet worden. Es ist aber ganz selbstverständlich, daß selbst das beste Kriegsernährungsamt und die schönsten Pläne zur Lebensmittelversorgung versagen müssen, wenn die vorgesehenen Maßnahmen im Lande selbst keine Unterstützung finden. Die Pläne des Kriegsernährungsamtes müssen sich stützen auf die Angaben, die von den Landwirten gemacht werden, und wenn diese Angaben sich als falsch herausstellen, dann muß auch der ganze Versorgungsplan, weil auf verfehlten Grundlagen aufgebaut, in sich zusammenstürzen, und

4. die Bauern selbst haben schließlich den Schaden von der Nichtbefolgung.

Wenn beispielsweise der Bestand an Kartoffeln und Getreide zu gering angegeben wird, dann muß das Kriegsernährungsamt zu schärfern Maßnahmen übergehen, es muß eine weitgehende Abschlachtung des Viehbestandes verfügt werden, und wenn diese Maßnahme sich nachher als falsch erweist, dann sollte man die Schuld dafür nicht der Behörde zuschieben, sondern den unrichtigen Angaben, die gemacht worden sind und die zu jenen Maßnahmen die Veranlassung gegeben haben.

Manche der harten Vorschriften und Einschränkungen, über die man nachher so sehr geklagt hat, hätte wohl nicht so schwer und streng zu werden brauchen, wenn jeder von vornherein auf das gewissenhafteste in allem seine Pflicht erfüllt hätte. Auf diese Tatsache wies beispielsweise auch das Organ des Bauernvereins für Franken, der „Fränkische Bauer" (Nr. 10, 1917) hin in Anknüpfung an die Verordnung über die stärkere Ausmahlung des Brotgetreides (bis auf 94 Prozent) vom 19. Februar 1917 an. Infolge dieser hohen Ausmahlung fiel natürlich Kleie und Futtermehl für die Landwirtschaft nicht mehr ab. Indes wirft der „Fränkische Bauer" dabei die Frage auf, wer diese ernste Notwendigkeit verschuldet habe, und er kommt zu der Antwort: „Wenn das notwendig ist, dann tragen ein gut Teil Schuld daran diejenigen Angehörigen des Bauernstandes, die unbekümmert um alle Ermahnungen, um alle Hinweise auf den Ernst der Zeit Brotgetreide verfüttert haben. Es ist aber nicht allein die Verfütterung des Brotgetreides, die uns in diese Schwierigkeiten gebracht hat. Leider sind in ganz Deutschland und auch bei uns in Bayern Hunderte und Tausende von Fällen aufgedeckt worden, wo Müller den Bauern mehr Getreide vermahlen haben, wie sie durften." Sicherlich nicht aus Mißmut und ungehöriger Quälerei gegen die Landwirtschaft, so betont der „Fränkische Bauer", seien die

scharfen Bestimmungen erlassen worden, sondern aus harter Notwendigkeit heraus. Und wenn die Bestimmungen künftig noch schärfer werden müßten, wenn schließlich den Bauern überhaupt die Selbstversorgung ganz genommen würde, dann müßte man sagen: „Klagt nicht über jene, die gezwungen waren, solche Anordnungen zu treffen, sondern klagt über eure Standesgenossen!"

In ähnlicher Weise schrieb auch das „Vereinsblatt des Badischen Bauernvereins" (Nr. 6) anläßlich der Verordnung über die schärfere Ausmahlung des Brotgetreides: „Einen großen Teil der Verantwortung für diese den Betrieb der Landwirtschaft erschwerende Maßregel tragen alle diejenigen Landwirte, welche die dringenden Aufforderungen und Mahnungen der Behörden und der landwirtschaftlichen Vereinigungen nicht beachtet haben und leichtsinnig, ohne sich über die Folgen ihres Tuns Rechenschaft zu geben, die Verfütterungsverbote übertreten und Brotgetreide verfüttert haben."

All diese Gründe und Beispiele zeigen uns mit genügender Deutlichkeit, wie überaus wichtig die strenge Befolgung aller Vorschriften ist. Demgegenüber muß es recht bedauerlich erscheinen, wenn hier und da eine bedenkliche Gleichgültigkeit und Mißachtung der behördlichen Vorschriften Platz gegriffen hat. Ja, leider muß gesagt werden, daß es sogar einige gibt, welche sich nicht schämen, sich damit zu brüsten, wenn es ihnen gelungen ist, die behördlichen Vorschriften zu umgehen. Diesen verwerflichen Auffassungen muß mit Nachdruck entgegengetreten werden. Es muß solchen Leuten deutlich klargemacht werden, daß ihre Handlungsweise eine sträfliche Versündigung bedeutet und die schlimmsten Folgen für Volk und Vaterland wie auch für den eignen Berufsstand nach sich ziehen kann.

Der Krieg ist eine große Not- und Opferzeit für alle. Heute muß sich jeder starke Einschränkungen gefallen lassen. Und wenn wir mal meinen, es besonders schwer zu haben, so sollen wir immer bedenken:

5. Manche haben es schwerer als wir

Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir zugeben, daß heute die Landbevölkerung in vielen Punkten vor der Stadt- und Industriebevölkerung bevorzugt ist. Dies gilt vor allem von der Ernährung. Vor dem Schlimmsten, was dem Menschen widerfahren kann, vor dem Hunger, bleibt der Landwirt bewahrt, Aber auch die Betriebseinschränkungen und Eingriffe sind in der Stadt oft viel schwerer und härter als auf dem Lande. Wie viele städtische Betriebe und Existenzen werden nicht durch den Krieg vollständig ruiniert, ohne daß sie dafür entschädigt werden! Insbesondere infolge des Gesetzes über den Vaterländischen Hilfsdienst werden zahllose Betriebe und Geschäfte in der Stadt zwangsweise stillgelegt und geschlossen. Mancher hat seine ganze bisherige Geschäftstätigkeit aufgeben und die ihm zugewiesene vaterländische Hilfsarbeit auf sich nehmen müssen. Das sind oft ganz andere Einschränkungen, als wie sie dem landwirtschaftlichen Betriebe zugemutet werden. Dies sollten die Landwirte gerechterweise bedenken, wenn sie einmal Anlaß zu Klagen zu haben vermeinen. Heute ist nicht die Zeit, um über das Maß der Rechte, Forderungen und Ansprüche zu reden, sondern heute gilt einzig und allein die strenge Pflichterfüllung und die unbedingte Opferbereitschaft gegenüber dem Vaterlande. Nur so ist der Sieg und ein glücklicher Friede zu erreichen.

5. Des deutschen Nährstandes Ehrenpflicht im Weltkriege

Inhalt: Das eine Viertel Landbevölkerung wird auch im dritten Kriegsjahre die übrigen drei Viertel der Bevölkerung trotz aller Schwierigkeiten mit ernähren; das gebietet 1. die Standesehre der Bauern, 2. ihre brüderliche Gesinnung.

Der Verteidigungskrieg, den das deutsche Volk gegen eine Welt voll Feinden führt, kann aus vielerlei Gründen verloren gehen: wenn wir nicht genügend Krieger ins Feld führen können, wenn uns die Geschütze und Munition ausgehen, sicher aber auch, wenn die deutsche Landwirtschaft nicht dem Heer und den Daheimgebliebenen genügend Lebensmittel beschafft. Das wissen der Kaiser und Hindenburg, unsere Tapfern draußen im Felde und auf dem Meere, wie unsere Frauen und Kinder daheim, die bislang mutig alle Entbehrungen durch zwei Kriegsjahre tapfer ertrugen. Damit rechnen auch unsere Feinde, besonders England, das nun schon im dritten Jahre hartnäckig den Aushungerungskrieg gegen uns führt.

Soll aber die deutsche Landwirtschaft ihre Kriegsaufgabe lösen, so muß sie alle Kräfte anspannen, die ihr noch belassen sind, und das sind zumeist Greise, Frauen und Kinder, muß sie jedes Stück Landes bebauen, muß sie bei Anbau und Ablieferung ihrer Erzeugnisse den vielerlei Kriegsverordnungen sich fügen, müssen unsere Landwirte darüber hinaus noch die Lebensmittel brüderlich mit den Städtern teilen, indem sie alles, was sie in der eignen Hauswirtschaft entbehrlich machen können, an die öffentliche Sammelstelle gegen Entgelt abliefern. Nur dann kann das eine Viertel der Bevölkerung, das in unserm Vaterlande Landbau und Viehzucht treibt, die übrigen drei Viertel miternähren. Das ist keine leichte Aufgabe! Ihre Lösung stellt große Anforderungen an den Opfersinn und Edelmut unserer Bauern und Bäuerinnen.

Aber das deutsche Volk hat das Vertrauen zu euch Landleuten, daß ihr diese Aufgabe lösen könnt und wollt.

Worauf gründet sich dies unerschütterliche Vertrauen? Nun, nicht darauf, daß bei euch der Erwerbssinn und die Gewinnsucht so stark sei, daß ihr euch das gute Geschäft nicht entgehen lassen würdet, welches ihr in dieser Kriegszeit machen könnt, wo jedes Pfund Fleisch und Kartoffeln von Hunderttausenden begehrt wird. Denn diejenigen, welche auf euch angewiesen sind, sollen sie nicht verhungern, haben zum größten Teile nicht Geld genug, um euch so hohe Preise zu zahlen, daß ihr deshalb alle eure Kräfte für die Beschaffung der nötigen Volksnahrung anspannt und euch selbst auch in der Ernährung Opfer auferlegt. Hätten die 12 Millionen Frauen, Kinder und Eltern unserer Krieger, die keine Ernährer mehr daheim haben und von Staat und Gemeinde kärglich unterstützt werden, bei euch mit solcher Gesinnung rechnen müssen, dann hätte sie schon im ersten Kriegsjahr der Hunger gezwungen, ihren Männern und Vätern draußen blutenden Herzens zu schreiben: „Werfet die siegreichen Waffen vor den Feinden hin und laßt des Vaterlandes Ehre und Freiheit verderben; die Feinde werden uns wenigstens nicht Hungers sterben lassen." — Nein, in den ersten zwei Kriegsjahren habt ihr Landleute nicht so gehandelt, und ihr werdet auch jetzt, wo der Krieg sich zum Ende neigt, die

Not in den Städten aber auch größer wird, nicht anders handeln. Das gebietet euch eure Standesehre und die brüderliche Gesinnung.

1. Bauernehre

Jeder, der auf sich etwas hält, ist *stolz auf seinen Stand* und dessen Ehre. Er weiß, was sein Stand durch seine Arbeit für die Gesamtheit wert ist. Er denkt bei sich, wenn er um sich schaut: alle die andern haben mich und meinen Stand ebenso nötig, wie ich sie nötig habe; deshalb achten und ehren sie mich auch, wie es sich gebührt. Keiner hat das Recht, mir für geleistete Dienste das vereinbarte Geld hinzuwerfen, dabei mich aber zu mißachten. Auch vor mir muß man den Hut ziehen als vor einem unentbehrlichen Gliede des Ganzen, dessen Arbeit, mag sie auch äußerlich unansehnlich sein, für das Ganze so gut etwas gilt wie die irgendeines andern. Auch sie ist sittliche Pflichterfüllung, ist Gemeinschaftsarbeit.

Aus diesem edlen Standesbewußtsein fließt jenes unversiegbare *Pflichtgefühl*, das gerade unser deutsches Volk in den vergangenen Jahrzehnten der Friedenszeit auszeichnete und deutschem Fleiße und deutscher Tüchtigkeit so große Siege im friedlichen Wettkampfe der Völker bescherte. Jeder Stand eiferte darin, durch tüchtige Leistungen sich der gleichen Achtung und der Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen wert und würdig zu erweisen, dadurch sich Geltung in der Gesamtheit zu erwerben, sich auch Pflege und Förderung durch Gesetzgebung und Verwaltung zu verdienen. Keiner wollte Almosen vom Staate oder Unterstützung aus Mitleid. Stolz wies jeder hin auf seine Bedeutung für die wirtschaftliche und nationale Hebung des deutschen Volkes. Wenn alle Glieder des Volkskörpers gediehen, dann müsse auch das Ganze gedeihen.

Solches Standesbewußtsein, solche Standesehre beseelt auch unsern Bauernstand. Er fühlt sich als *des deutschen Volkes Nährstand*. Unsere Bauern wissen es zu schätzen, daß ihnen die fruchtbare deutsche Erde anvertraut ist, aus der das 70-Millionen-Volk Jahr um Jahr genährt werden soll. Je mehr die Volkszahl sich mehrte, um so erfolgreicher bemühte sich die deutsche Landwirtschaft, die Erträgnisse des Ackerbaues und der Viehzucht zu vermehren. Sie setzte ihren Ehrgeiz darin, in möglichst weitem Maße die Ernährung des deutschen Volkes, trotzdem dieses bei gesteigertem Wohlstande seinen Verbrauch steigerte und verfeinerte, vom Auslande unabhängig zu machen. Darum wuchs auch die Wertschätzung der Landwirtschaft bei der übrigen Bevölkerung; im Deutschen Reichstag gab es keine bürgerliche Partei, die nicht den Schutz der Landwirtschaft als nationale Aufgabe, nicht zuletzt auch für die Sicherung der Ernährung im Kriegsfalle, in Wort und Tat anerkannte; selbst in den Reihen der Sozialdemokratie brach sich diese Überzeugung Bahn. So verwuchs der deutsche Bauer mit dem ganzen Volke in dem stolzen *Pflichtbewußsein, daß er im Frieden, vor allem aber im Kriege die Sorge für die Ernährung des ganzen deutschen Volkes zu tragen habe.* In den feierlichsten Erklärungen der landwirtschaftlichen Berufsvertretungen und Organisationen hat der deutsche Bauer in der Friedenszeit sich dazu verpflichtet. Und wie oft haben diese während des Krieges feierlich erklärt und versichert, die deutsche Landwirtschaft werde die Aushungerungspläne der Feinde zunichte machen, *möge es auch noch so große Opfer kosten.*

Nun ist diese Stunde der Opfer gekommen! Der Feind weiß, daß die militärischen Einberufungen fast alle kräftigen Jünglinge und Männer dem Lande entzogen haben, daß es auch an Spannvieh mangelt, nicht minder an künstlichen Düngestoffen. In den beiden verflossenen Kriegsjahren haben wir auch teilweise Mißernten gehabt. Der Feind möchte sich einreden, nun werde bei den gesteigerten Schwierigkeiten die deutsche Landwirtschaft nicht mehr leisten, was sie in den zwei vorangegangenen Jahren noch geleistet hat. Die Wälle unserer tapfern Krieger konnte er nicht durchbrechen. Er hofft durchzubrechen in den Reihen der deutschen Landwirtschaft. Deutschlands städtische Bevölkerung aber vertraut, daß die Bauern daheim den gleichen Heldenmut und Opfersinn auf ihren Feldern und ihren Dörfern aufbieten werden, wie die Tapfern draußen, daß sie die letzte Kraft aufbieten in der möglichst reichlichen und durch den Wirtschaftsplan vorgeschriebenen Güterbeschaffung wie auch sich großmütig erweisen in dem freiwilligen Verkauf der noch im eignen Haushalt entbehrlichen Lebensmittel an die öffentliche Sammelstelle auf dem Lande. 40 Millionen Frauen, Männer und Kinder in den Städten vertrauen, daß die deutschen Bauern es als ihre Ehrenpflicht betrachten, den Hunger von ihnen zu bannen und ihnen das wenn auch entsagungsreiche Durchhalten bis zum ehrenvollen Siege zu ermöglichen. Je schwerer es den Bauern wird, je mehr Opfer auch sie sich auferlegen, um so höher werden jene es ihnen für alle Zeit anrechnen. Ein guter Preis für seine Ablieferungen soll dem hart arbeitenden Bauer von Herzen gegönnt sein.

2. Brüderliche Gesinnung

Aus den behördlichen Veröffentlichungen in den Zeitungen wissen unsere Landleute, wie schmal die Rationen der Lebensmittel in den Städten geworden sind. An dem gesunden Appetit der Stadtkinder, welche sie rühmlicherweise auch in diesem Jahre zahlreich bei sich aufnehmen, erfuhren sie, wie schwer die Stadtbewohner tragen. Scharenweise kamen diese auf das Land und waren froh, wenn sie auch nur geringe Lebensmittel um guten Preis erwerben konnten. Weltliche und kirchliche Behörden haben wiederholt auf die Not in den Städten in beweglichen Worten hingewiesen. Da gilt das Prophetenwort: „Machet weit auf eure Herzen", ihr Männer, Frauen und Kinder auf dem Lande! Es ist euer Fleisch und Blut, das die Brotbitte des Vaterunsers täglich nicht bloß an den himmlischen Vater richtet, sondern auch an euch, seine Sachwalter. Denn in eure Hände legte er in dieser harten Zeit der Heimsuchung die Verwaltung seiner Äcker und Wiesen, seiner Ställe und Scheuern. Nach dem Vorbilde seiner Vatergüte sollt ihr säen und pflanzen, ernten und verteilen. Betet ihr doch täglich: „Gib uns unser tägliches Brot!" und nicht etwa: Gib mir mein tägliches Brot!

Denke niemand unter euch: Bin ich denn der Hüter meiner Brüder und Schwestern in der Stadt? Ja, ihr seid es! Bedenket: Von eurer Hand erwarten die Kriegerwitwen und Kriegerwaisen, die Millionen Frauen und Kinder der Krieger, die euern Hof und Acker vor der feindlichen Verwüstung sichern, ihr täglich Brot. Eine halbe Welt verfertigt für unsere Feinde Geschütze und Granaten; in unserm Vaterlande stehen hunderttausende Greise, Frauen und Mädchen in den Munitionsfabriken Tag und Nacht an harter ungewohnter

Arbeit, um Geschütze und Munition für unsere **Krieger zu** schaffen; bei der schweren ungewohnten Arbeit müssen diese Schwerarbeiter und Schwerarbeiterinnen ihre Kräfte aufreiben, wenn ihr nicht vom Eurigen an die Sammelstelle abgebt, damit sie auch nur notdürftig sich ernähren können. Wenn ihr euch also auf euern Äckern müht und plagt, wenn ihr aufgefordert werdet, von den nicht beschlagnahmten Lebensmitteln Fleisch, Fett, Eier, Gemüse nach Möglichkeit an die öffentlichen Sammelstellen gegen gutes Geld für die Stadtbewohner abzugeben, und so mit diesen die Entbehrungen in etwa zu teilen, dann laßt nicht den Unmut in euch aufsteigen, nein, dann sagt euch und euern Kindern: Für unsere Brüder und Schwestern in der Stadt wollen wir in dieser harten Zeit einstehen, von ihren Kindern wollen wir den Hunger abwehren; und wenn diese dann die Brotbitte des Vaterunsers tagtäglich vertrauensvoll beten können und dabei dankbar auch der deutschen Bauern gedenken, dann soll uns das der schönste Lohn sein für unsere Mühen und Opfer!

6. Was geht das deutsche Volk uns Bauern an?

I n h a l t: 1. Der Krieg verlangt, daß wir umlernen. Bisherige bäuerische Denkart gegenüber Behörden, Stadtbevölkerung und Staat. 2. Wir müssen staatsbürgerlich denken lernen. Anleitung zum staatsbürgerlichen Denken bieten uns der Familiensinn, der Gemeinbürgersinn, die Tätigkeit im Genossenschaftswesen, Klarheit über die Bedeutung von Staat und Reich für den Bauernstand. 3. Wie denkt der bäuerliche Staatsbürger? 4. Die staatsbürgerliche Aufgabe des Bauernstandes. 5. Es muß Gemeinschaftsarbeit getan werden zur Weckung und Pflege der richtigen Gesinnung, zur Klärung der Bedürfnisse des Anbaues, zum Hand-in-Hand-Arbeiten mit den Behörden, zur gegenseitigen Hilfe, zur richtigen Verteilung des Vorhandenen 6. Wir tun mit.

1. Der Krieg verlangt, daß wir umlernen

„Der Henker hol' den Krieg! unsere Söhne und kräftigen Männer hat man uns weggeholt, unsere besten Zugtiere uns abgenommen, unsere Frucht beschlagnahmt, und nun nimmt die Schikane mit allen möglichen Verordnungen gar kein Ende mehr. Bald holen sie uns die Kuh aus dem Stall, bald müssen wir unser Schwein bei der Polizei anmelden, bald wird uns vorgeschrieben, unsere Eier abzugeben, bald machen sie uns von oben herab Preise für unsere Butter, bald für unsere Kartoffeln, und schließlich sollen wir auch noch auf unsere gewohnte Lebensweise verzichten und uns nicht einmal mehr satt essen können, und das für die Städter, die uns doch nichts angehen! Laß sie ihre Lebensmittel selbst erzeugen, wenn sie was zu essen haben wollen! Wir sind die Schikaniererei satt! Der Henker hol' den Krieg und die Herren vom grünen Tisch dazu! Man ist ja nicht mehr Herr über sein eigenstes Eigentum!"

Nicht wahr, verehrte Anwesende, wenn man unter sich ist auf der Bierbank, oder der Nachbar trifft am Sonntag den Nachbar auf dem Kirchgang, und der Bürgermeister und der Pastor und der Schandarm hören's nicht, so geht so und ähnlich die Rede.

Recht haben Sie ja darin, daß der Krieg in die Verhältnisse, wie sie im Frieden waren, ein arges Loch gemacht und alles durcheinandergebracht hat. Er hat alles ein bißchen aus dem alten Gleis herausgeworfen, und uns mit.

Wir haben früher auf unserer Scholle gesessen und unsern Acker und Viehstall bewirtschaftet, herausgeholt, was drinsteckte, in guten Jahren gute Geschäfte gemacht und in schlechten schlechte; haben zuerst einmal gesorgt, daß wir uns und die Unsrigen satt bekamen, jeder hat zuerst an sich und die Seinigen gedacht und hatte damit genug zu tun. Bloß das Überflüssige haben wir verkauft, bloß ab und zu auch einmal an andere gedacht, ans Weltgetriebe, aber als ob es uns eigentlich nicht viel anginge.

Mit der Behörde hatten wir nicht gern zu tun. Die wollte Steuern haben; wer bezahlt gern Steuern! Die steckte ihre Nase in unsern Viehstall hinein und erließ ihre Verordnungen, wenn einmal Maul- und Klauenseuche ausgebrochen war; wer ließ gern fremde Leute die Nase in seine eignen Sachen hineinstecken, besonders in seine Geld- und Wirtschaftsangelegenheiten! Wer ließ sich gerne Verordnungen vormachen! Sie verbot das Strohdach, das Docken des Daches sogar. Verbot, Jauche über die Straße laufen zu lassen, krepiertes Vieh im Garten zu verscharren und was dergleichen mehr ist, machte ihre neumodischen Sachen, wenn einmal die Kinder Diphtherie oder Scharlach hatten, holte den Jungen zum Militär mitten aus dem Betrieb heraus. Nein, wir hatten nicht gerne mit ihr zu tun. Wir hatten schon Sorge, wenn es hieß: „der Schandarm ist im Dorf".

Was gingen uns die Städter an! Wir verkauften unsere Butter an den Krämer, unser Vieh und unsere Frucht an den Händler. Was die damit machten, das war uns gleichgültig. Wir brachten unsern Überfluß zum Markt, wie wir wollten. Wir machten ihn zu Geld; darum war es uns doch zu tun — um was denn sonst noch! Es war uns genug eingeschärft worden, daß man spekulieren muß, um voranzukommen. Wir kauften in der Stadt, was wir brauchten; dafür haben wir immer unser gutes, sauer verdientes Geld bezahlt; sind auch wohl einmal übers Ohr gehauen worden. Sonst haben wir uns oft genug über die Städter geärgert, über ihr feines Getue, ihre Einbildung, ihren Hochmut. Wir haben sie „Hungerleider" genannt; und jetzt sollen wir auch wohl gar noch für sie mit Hunger leiden! Wir hätten sie oft am liebsten zum Dorf herausgeprügelt, und jetzt sollen wir auf einmal gut Freund mit ihnen sein, sollen für sie schuften und schaffen statt für uns! Nein, so dumm ist der dumme Bauer nicht.

Was ging uns der Staat an! Wir lasen nicht viel in der Zeitung, der Herr Pfarrer beschäftigte sich mit der Politik für uns mit. Er hatte Zeit dazu und war ein Studierter. Bis nach Berlin war es sehr weit, bis an die See noch weiter. Was ging das uns alles an! daß sie eine Kriegsflotte bauten, daß sie neue Waffen erfanden und einführten! Wir mußten's Bezahlen tun. Auf Kaisers Geburtstag zog hier und da einer seine Uniform an, die Beamten gingen in die Kreisstadt zum Festessen, der Kriegerverein hielt sein Fest, da wurde eine Rede geredet, Hurra gerufen, aber es war doch nicht so herzlich wie auf Kirchweih- und Schützenfest. Es mußte so sein, weil man von oben herab darauf sah, der mußte sich mit dem Herrn Landrat gut halten wegen der Viehversicherung, der wegen der Einschätzungskommission — na ja, wir bezahlten ja unsere Steuern, aber gerne hat's keiner von uns getan, und daß einer von uns zuviel bezahlte, braucht niemand zu befürchten.

2. Wir müssen staatsbürgerlich denken lernen

Und jetzt kommen sie auf einmal und sagen, wir sollen Staatsbürger sein; und reden von staatsbürgerlichem Empfinden und Denken und Handeln. Ja, ihr Herrschaften, geht das denn so mir nichts dir nichts auf einen Schlag? Was ist denn das, ein Staatsbürger?

Ein Staatsbürger, das ist einer, der Spaß hat am Vaterlande, am Staate, am großen Ganzen. Anleitung zum staatsbürgerlichen Denken bietet uns

der Familiensinn.

Denken Sie einmal nach: Was ist ein Familienvater? Einer, der Frau und Kinder hat und — sich nicht um sie kümmert? Der selbst gut ißt und Frau und Kinder darben läßt? Dem es egal ist, ob aus seinen Kindern etwas wird, oder ob sie verlumpen und verwahrlosen, wenn sie ihm bloß Geld hereinbringen?

Und was ist eine Familienmutter? Die hinter dem Rücken ihres Mannes Leckereien schleckt und ihn mit trocknen Kartoffeln abfüttert? Die sich selbst die neue seidene Bluse kauft und nicht sorgt, daß er am Sonntag ein reines Hemd anzuziehen hat? Die ihre Kinder in die Welt laufen läßt und nicht die Herzenssorge hat, daß sie brav und tüchtig wieder heimkommen?

Ich brauche Ihnen bloß diese Bilder vor die Seele zu führen, und Ihr natürliches Gefühl sagt Ihnen: Nein, das versteht man nicht unter einem Vater und einer Mutter. Ein Vater und eine Mutter haben die Pflicht und Schuldigkeit, mehr das eine ans andere und an ihre Kinder zu denken als an sich selbst, mehr Sorge um sie zu tragen als um sich. Ein Vater ist einer, der für seine Familie schaffen, arbeiten, sorgen, hungern kann; eine Mutter ist eine, die für Mann und Kinder ihre Kraft einsetzt, ja, wenn es sein muß, das Leben.

Wenn Vater und Mutter so gesonnen sind, dann wird aus der Familie etwas. Dann wissen die Eltern am Abend des Lebens, daß sie nicht vergebens gelebt haben. Dann haben sie ihre stille Freude und Befriedigung vom Dasein. Wenn sie gestorben sind, so denken die Kinder noch mit Ehrfurcht an sie zurück, reden mit Liebe von ihnen. Das Beispiel der Eltern geht mit ihnen durchs ganze Leben.

Denken Sie, die Familie ist arm; zwar hat sie, was sie zum Leben bedarf; aber sie muß sparsam damit wirtschaften. Da sagen Vater und Mutter den Söhnen und Töchtern: „Kinder, soundso viel haben wir zum Leben. Damit müssen wir sparsam und richtig wirtschaften. Der große Bruder tut schwere Arbeit, der Vater auch. Sie müssen etwas mehr zum Essen haben, ein größeres Stückchen Fleisch, eine Schnitte Brot mehr. Die andern müssen sich einschränken, wir alle aber müssen mit beitragen, daß wir rundkommen." Nun geht einer aus der Familie hin und holt sich auf eigne Faust aus dem Familienvorrat, soviel er nur erwischen kann. Der Vorrat ist vor der Zeit aufgezehrt, die Familie kommt in die schlimmste Verlegenheit. Hätte der Bub nicht die schönste Tracht Prügel verdient? Würden Sie selbst einen Augenblick zögern, an ihm Vollstrecker der Gerechtigkeit zu sein?

So verlangen Vater und Mutter, daß alle Kinder und Hausgenossen sich in die Familie einordnen; daß alle ihr Teil beitragen zur Blüte und Förderung der Familie, daß sie gemeinsam des Lebens Last und Not tragen. Was die Familie als Ganzes betrifft, dem kann sich das einzelne Glied gar nicht entziehen.

ohne ein minderwertiges, schlechtes Subjekt zu sein. Für die Familie ist Ihnen das ohne weiteres klar; es ist so selbstverständlich, daß es gar keines weitern Nachdenkens bedarf.

Ein alter Erbteil des ländlichen Gemeinwesens ist aber auch

der Gemeinbürgersinn.

Wenn es sich um die Heimatgemeinde handelt, so ist es einem jeden halbwegs klar, daß man darin zusammenhalten und zusammenstehen muß in Freud und Leid so gut wie in der Familie. Hat einer etwas im Stall, kalbt die Kuh oder wirft die Stute, so weiß man, was man an den Nachbarn hat. Daß die Nachbarn helfen, ist selbstverständlich. Daß sie dafür keine Rechnung schreiben, ist auch selbstverständlich. Sie tun's um Gotteslohn, wie man sagt; weil es die einfache Pflicht und Schuldigkeit ist. Brennt es irgendwo im Dorfe, so gehört es sich einfach, daß die beherzten Männer im Dorfe sofort bei der Hand sind zum Löschen. Hat der Arme kein Brot im Haus, sucht ihn Krankheit und Unglück heim — ja, das müßte schon ein ganz verlumptes und verwildertes Dorf sein, das ihn verhungern und verkommen ließe. Darin müßte der Gemeinsinn schon ganz auf den Hund geraten sein. Man trägt Freud und Leid gemeinschaftlich. Die Kirche, dafür haben die Reichen bezahlt von ihrem Reichtum, die Armen von ihrer Armut, darum ist es „unsere Kirche", das Gemeindehaus ist „unser Gemeindehaus", für die Armen so gut wie für die Reichen. Daß man für die Gemeinde Kommunal- und Kirchensteuern bezahlt, ist selbstverständlich. Man tut es mit einem sauersüßen Gefühl, aber bezahlt sie schließlich doch lieber als Staatssteuern. Auch die Armen haben ein Interesse an der Gemeindeschule, am Kommunalweg. Den Mann, der etwas für die Gemeinde übrig hat, achtet man. Wenn jetzt im Kriege ein Gemeindeeingesessener seine Standesgenossen, etwa die Tierhalter zusammenruft und ihnen den Vorschlag macht, sie wollen auch für die Äcker und die Wirtschaft der Kriegsteilnehmer und besonders der kleinen Leute sorgen, daß sie nicht schließlich gezwungen sind, ihr bißchen Armut zu verkaufen und in die Städte abzuwandern, so findet er bei jedem, in dem der brutale Egoismus, die Selbstsucht in schmutzigster Form den Gemeinsinn noch nicht ganz ertötet hat, Verständnis. Auch die Bedenklichen schämen sich schließlich, zurückzubleiben und zu einem solchen Gemeinschaftswerk nicht mitzutun. So fühlen sich die Dorfgenossen solidarisch, der Familiensinn wächst über die eigne Familie heraus und wird zu dem, was man Gemeinbürgersinn nennt.

Der bäuerliche Gemeinsinn hat besonders seine Früchte getragen im

Genossenschaftswesen.

Dadurch ist der Bauer aus den Händen des Wucherers befreit worden. Dadurch sind leichtere Einkaufs- und Abzahlungsmöglichkeiten für Saatgut, landwirtschaftliche Maschinen, Dünge- und Futtermittel einerseits, anderseits bessere Verkaufsmöglichkeiten für die Ernte geschaffen. die Kreditverhältnisse sind geordnet.

Sie haben auch durch das Genossenschaftswesen einmal klar kennen gelernt, daß Sie nur dann etwas erreichen, wenn Sie nicht bloß im eignen Dorf eine Genossenschaft bilden, sondern sich mit den Genossenschaften anderer Dörfer zu großen Zentralgenossenschaften zusammenschließen. Denken Sie nur ein-

mal an den Raiffeisen-Verband — was wollte ein einzelnes Dorf mit einer Spar- und Darlehnskasse erreichen? Das ginge gar nicht, wenn es nicht die große Zentralgenossenschaft im Rücken hätte.

Mit den Genossenschaften wollte es ja auch anfangs nicht so recht klappen. Was ging das eine Dorf das andere an! Aber da haben vernünftige Führer mit der Aufklörung und Agitation nicht locker gelassen, bis die Einsicht in den Wert des Genossenschaftswesens Gemeingut geworden war.

Nun werden wir uns schon leichter klar über

die Bedeutung von Staat und Reich

für den Bauernstand.

Genossenschaften waren ja bloß möglich auf Grund staatsbürgerlicher Rechte, Freiheiten und Garantien. Nur als Staatsbürger konnte der Bauer sein Genossenschaftswesen ausbauen. Es muß eine legitime, d. h. gesetzmäßige Form der Genossenschaft gefunden werden, das Geld- und Kredit- und Haftwesen muß unter dem Schutze des Staatsgesetzes stehen; der Staat schafft erst die Möglichkeit des brieflichrn, geldlichen, mündlichen Verkehrs zwischen den verschiedenen örtlichen Genossenschaften.

Der Staat hat aber auch die deutsche Landwirtschaft als Ganzes unter seinen Schutz genommen. Die verschiedenen Bundesstaaten haben ein Landwirtschaftsministerium, das die Aufgabe hat, gesetzliche Maßnahmen zum Schutze der Landwirtschaft vorzuschlagen, landwirtschaftliche Schulen zu errichten und zu überwachen, von der Fortbildungsschule an bis zur Hochschule hinauf. Nur so kann die Landwirtschaft als Ganzes gedeihen, nur so aber auch der einzelne Landwirt, daß er nicht trotz aller Tatkraft und alles Mühens seine Scholle preisgeben und zur Industrie übergehen oder auch ins Ausland wandern muß.

Auch das Reich hat den deutschen Bauernstand kraftvoll geschützt. Ich brauche bloß an den landwirtschaftlichen Schutzzoll zu erinnern, ohne den die deutsche Landwirtschaft in die Brüche gegangen wäre, weil sie sich mit ihrer intensivern Wirtschaft nicht gegenüber der extensiven Wirtschaft anderer Länder hätte behaupten können. Der Bauer verdankt die Erhaltung seiner Existenz zum guten Teile dem Staate.

Warum hat denn der Staat den Bauernstand erhalten? Warum ihn geschützt? Nicht um des Bauernstandes allein willen, sondern um des Ganzen willen. Das müssen Sie richtig verstehen. Der Staat braucht die verschiedenen Stände zu seinem Bestehen und Gedeihen. Ich brauche da gar nicht einmal an die Lenker des Staates, an die Regierung zu denken; ich kann den Staat auch als die organisierte Volksgemeinschaft auffassen. In unserm kleinen Dorfstaat ist es schon nicht anders. Sie brauchen im Dorfe z. B. den Schmied, den Schuhmacher, den Stellmacher, den Sattler. Die gehören mit zur Dorfgemeinschaft, obgleich sie bloß nebenbei etwas Ackerschaft betreiben oder auch gar nicht. Wenn nun Ihr Dorfschmied oder Stellmacher nicht leistet, was seine Aufgabe ist, wenn er Ihnen die Pferde krumm beschlägt, die Räder aus schlechtem Holze macht oder auch ein Faulpelz ist, auf den man sich nicht verlassen kann, so mag er lamentieren, soviel er will, daß die Gemeinde ihn erhalten müsse: es fällt Ihnen nicht ein. Sie lassen ihn ohne Gewissensbedenken fallen

und gehen zu einem andern. Seitdem man im Geschäft Schuhe und Möbel billiger und bequemer kauft als beim ländlichen Handwerker herstellen läßt, verschwindet der Handwerker, der früher diese Sachen herstellte. Er scheidet aus der Volksgemeinschaft aus. Die Volksgemeinschaft erhält den einzelnen und den Stand nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen. Sie scheidet ihn aus, wenn er ihren Erwartungen nicht mehr entspricht; wenn er kein lebendiges, mittätiges Glied des Ganzen mehr ist, sondern bloß noch ein beschauliches Eigendasein führen möchte. Wenn er beansprucht, auf Kosten der Volksgemeinschaft zu leben, aber sich weigert, das seinige zum Wohle der Volksgemeinschaft beizutragen. Das macht schon sozusagen von selbst die kleine bäuerliche Volksgemeinschaft.

Das muß erst recht die große Gemeinschaft „Staat" machen. Sie kann und darf nicht einen einzelnen Berufsstand allein schützen und fördern auf Kosten der andern. Ihre Vertreter, der Kaiser und die Beamten des Deutschen Reiches, dürfen keinen Augenblick vergessen, daß sie fürs Ganze da sind, nicht für einen einzelnen Stand. Wenn sie das vergessen und aus den Augen lassen, so geht ihnen das Ganze aus dem Leim, so kann das gemeine Wohl nicht bestehen und gedeihen. Sie erfüllen aber auch ihre Gewissenspflicht nicht, tun nicht, wofür sie da sind. Das gilt schon zu Friedenszeit, das gilt aber besonders zur Zeit des Krieges. Da muß eine Staatsregierung alle Kräfte zusammenfassen, muß ans Ganze denken und aufs Ganze gehen. Dafür ist sie da. Da fordert sie den Einsatz von Kraft und Leben jedes einzelnen, jedes Berufsstandes. Da müssen alle privaten Rücksichten hinter der einen großen Gemeinschaftsaufgabe: „Rettung des Ganzen", zurücktreten.

3. Wie denkt der bäuerliche Staatsbürger?

Wer ein richtiger Staatsbürger ist, der denkt ganz ähnlich wie der Kaiser und seine Regierung. Der ist willig und bereit, auch das seinige zu der großen Gemeinschaftsaufgabe beizutragen.

Es ist gerade wie in der Familie: ein dummer Junge, der noch keinen richtigen Familiensinn hat, denkt bloß an sich selbst. Es ist ihm noch gleichgültig, was aus der Familie wird, ob die Geschwister etwas zu essen und etwas anzuziehen haben. Er ist noch ein Selbstsüchtling, will für sich eine größere Portion herausschlagen; die andern kümmern ihn nicht. Er denkt: Sie können mir gestohlen werden. Der gereiftere Mensch aber denkt ans Ganze. Er hilft auch den Geschwistern voran; bringt auch für sie mit Opfer. Sein Herz und sein Blick wird weiter, er fühlt sich mitverantwortlich fürs Ganze. Er trägt sein Teil mit an der gemeinsamen Familienlast.

So ist auch ein echter Staatsbürger derjenige, der ans Ganze denkt, sich fürs Ganze mitverantwortlich fühlt. Was ein echter Krieger ist, der steht draußen auf der Wacht nicht bloß für sich und die Seinigen, sondern fürs Vaterland. Wie niedrig und gemein kam uns die Redensart vor: „Wir kämpfen ja doch bloß für die Reichen," die man hie und da aus den Schützengräben hörte! Wir sagten uns, daß dahinter die platte Begriffsstutzigkeit grinste, aber keine staatsbürgerliche Gesinnung, kein Verständnis für die Zusammenhänge des Ganzen.

Es sind schlichte, einfache Krieger gewesen, besonders auch Arbeiter, die dieses blöde Geschwätz zum Schweigen gebracht haben. Die unermüdlich ihren

Standesgenossen zum Bewußtsein gebracht haben, daß das Ganze, die Zukunft der Reichen und der Armen, die Familie des einen und des andern, auf dem Spiele stände; die ihnen eingehämmert haben: Indem wir fürs Ganze kämpfen, kämpfen wir auch für unser Eignes. Nur im Rahmen des Ganzen kann unser Eignes gedeihen. Das waren Staatsbürger, die dies ihren Kollegen klar und begreiflich gemacht und damit ihren Willen zum Durchhalten neu belebt haben.

Kann auch der Landwirt ein Staatsbürger sein? Können nicht wenigstens aus den Reihen der Landwirte Staatsbürger hervorgehen, Männer und Frauen, denen der Herrgott die Fähigkeit gegeben hat, ans Ganze zu denken?

Der Bauer, der Staatsbürger ist, denkt nicht: „Was gehen mich die Städter an?" Der denkt vielmehr: Das sind unsere Städter. Sie gehören zum großen Ganzen und tun das ihrige dafür. Sie sind zwar anders geartet in ihrem Empfinden und ihren Lebensgewohnheiten als ich; aber sie bilden ein Glied des großen Ganzen so gut wie ich. Schaffen sie in der Industrie die Munition, so schaffe ich auf dem Acker ihre Lebensmittel. Damit ist es nicht getan, daß ich sie bedaure und sage gelegentlich: Die armen Städter sind jetzt schlimm daran; von meinem Bedauern können sie nicht am Leben bleiben. Auch damit nicht, daß ich hie und da einen Städter satt mache und ihm ein Pfund Butter und ein paar Eier verkaufe, sondern darauf kommt es an, daß wir Bauern es fertigbringen, die Städte als solche am Leben zu erhalten.

Der Bauer, der Staatsbürger ist, denkt nicht: „Was geht mich der Staat an?" Er hat sich vielmehr klargemacht: Der Staat, das ist unser Staat, das ist unsere Volksfamilie. Davon bin ich ein lebendiges Glied. Da bin ich hineingeboren, er tut etwas für mich, sorgt und hilft mir, schützt mein Eigentum, mein Leben, meine Familie, meine Zukunft. Für mich und die Meinigen ist es eine Lebensfrage, daß er durchkommt. Es ist darum auch eine heilige Pflicht und Schuldigkeit, all meine Kräfte anzuspannen, daß ihm dies gelingt, daß er nicht zusammenbricht. Es handelt sich jetzt nicht um kleinliche Interessengegensätze der einzelnen Berufsstände, nicht um ein paar lumpige Groschen mehr oder weniger, sondern es handelt sich ums Ganze. Das Deutsche Reich und das deutsche Volk stehen im Daseinskampfe, Hunderttausende hungern und bluten für es, da müßte ich ein ganz niedriges, ein ganz gemeines Subjekt sein, wenn ich mich dem großen Ganzen entziehen wollte, wenn ich den Bestand des Reiches davon abhängig machen wollte, ob ich ein paar lumpige Mark mehr oder weniger verdiene. Nein, ich habe Spaß daran, jetzt einmal das meinige zu tun, daß das Reich durchkommt.

4. Die staatsbürgerliche Aufgabe des Bauernstandes

Der Bauernstand hat — auch zu Friedenszeiten — aber besonders jetzt im Kriege, die Aufgabe, das deutsche Heer und das deutsche Volk am Essen zu halten. Eine schwere Aufgabe, wenn man denkt, daß ein Viertel der Bewohner Deutschlands das Ganze soll am Leben erhalten. Ich verkenne die Schwierigkeit der Aufgabe nicht im geringsten.

Aber eine schwere Aufgabe ist zugleich auch immer eine große Aufgabe, eine ehrenvolle Aufgabe. Ich denke, gerade einen Deutschen, der vor großen

Aufgaben am wenigsten zurückschreckt, kann eine solche Aufgabe herausfordern, um einmal seine ganze Tatkraft an sie einzusetzen und zu versuchen, ob er's fertigbringt. Wir haben in der Welt so viel fertiggebracht, unsere Krieger haben an der Front den großen Befähigungsnachweis geliefert, unsere Arbeiter in den Munitionsfabriken haben den Wettkampf aufgenommen mit den Feinden, einschließlich Amerika und Japan zusammen — da müßte es doch mit komischen Dingen zugehen, wenn unser Bauernstand seine Kriegsaufgabe allein nicht bewältigen sollte.

5. Es muß Gemeinschaftsarbeit getan werden

Ich weiß auch wohl, daß es eine Grenze der landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit gibt; daß der Bauer kein Getreide, keine Kartoffeln, keine Milch und kein Fleisch hexen kann; daß er von der Laune der Witterung, von den Düngemitteln, den Arbeitskräften abhängig ist. Aber ich vertraue fest, daß es einer zielbewußten Gemeinschaftsarbeit gelingen muß, alle Hindernisse zu überwinden und die Erzeugung noch näher an die Grenze des Menschenmöglichen heranzubringen.

Darauf aber kommt es an, daß Gemeinschaftsarbeit getan wird; daß diejenigen Landwirte, die das Vaterland begriffen haben, die von der echten Bürgergesinnung durchdrungen sind, sich einmal zusammentun und die Gemeinschaftsaufgabe überlegen und die Gemeinschaftsarbeit organisieren. So ähnlich ist es beim Genossenschaftswesen doch auch vorangegangen. Da hat die Landwirtschaft Führer gefunden, die sie als Landwirtschaft aus dem Dreck gezogen haben; die der Allgemeinhiet klargemacht haben, daß die genossenschaftliche Organisation im Interesse der Landwirtschaft lag; die unermüdlich ans bäuerliche Solidaritätsgefühl appelliert haben.

So wird doch auch jetzt die Landwirtschaft staatsbürgerliche Führer finden, die sich klar sind, daß das Vaterland auf der Landwirtschaft steht; daß es eine ehrenvolle Pflicht der Landwirtschaft ist, das Vaterland aus dem Dreck zu ziehen, vor dem Zusammenbruch zu bewahren; die die staatsbürgerlichen Solidaritätsgefühle in der deutschen Bauernschaft lebendig machen, die sie lehren, über den eignen Heckenzaun einmal hinauszublicken aufs Ganze; daß die Kriegsorganisation der Landwirtschaft im Interesse des Vaterlandes liegt. Es wird doch wohl in jedem Dorfe und auch hier wohl noch Bauern geben, denen es mit der Liebe zum Vaterland ernst ist; die sich darüber klar sind, daß Liebe bedeutet sich einsetzen, Spaß daran haben, auch wenn so eine Sache schwere Mühe und Opfer erfordert. Die müssen es zuerst für sich selbst machen, aber auch die Trägen, Gedanken- und Lieblosen zu gewinnen suchen.

Was hat eine solche Organisation denn nun zu tun?

Weckung und Pflege der richtigen Gesinnung

Sie hat zunächst einmal dafür zu sorgen, daß in unserm Bauerntum die richtige Gesinnung lebendig wird; daß nach und nach die öde, unfruchtbare Gesinnung bauernständischer Selbstsucht von der echten Staatsbürgergesinnung überwunden wird. Daß immer mehr Bauern zu der klaren Einsicht kommen: Wir müssen uns jetzt dem Ganzen zur Verfügung stellen, müssen von Hindenburggeist, vom Geiste des Vaterländischen Hilfsdienstes durchdrungen und erfüllt sein.

Das wird nicht bei allen gelingen. Es gibt überall, in Stadt und Land, niedrige, erbärmliche Knechts- und Mammonsseelen, die nicht fertigbringen, sich über die Selbstsucht zu erheben und sich dem Dienste des Ganzen zur Verfügung zu stellen. Aber die sollen wenigstens fühlen, daß sie verächtliche Subjekte sind. Die sollen wenigstens ihren Einfluß verlieren. Sie sollen wenigstens durch die öffentliche Meinung zum Mittun gezwungen werden.

Klärung der Bedürfnisse des Anbaues

Sodann hat sich eine solche Organisation klar zu werden über die dringendsten Bedürfnisse des Gesamtvolkes. Das ist heute die Frage, die im Vordergrunde stehen muß: „Was braucht das deutsche Volk zu seiner Ernährung?" und nicht: „Wie kann heute der einzelne Bauer die besten Geschäfte machen?" Es darf nicht mehr vorkommen, daß man die Spätkartoffeln halbreif aus der Erde reißt, um noch flink den höhern Preis einzuheimsen; es darf der Bevölkerung nicht mehr zugemutet werden, sich noch einen Winter von Steckrüben zu ernähren, weil das für den Bauern profitabler ist als der Anbau von Kartoffeln. Was geschehen ist, das, ist geschehen; darüber wollen wir nicht mehr rechten; aber an unsere nächsten Zukunftsaufgaben wollen wir desto ernster und gewissenhafter denken.

Ein Kriegsministerium fragt jetzt an erster Stelle: „Was braucht das deutsche Heer an den verschiedenartigsten Geräten?" Und die Antwort heißt: Soundso viel Flugzeuge, soundso viel Kanonen, Maschinengewehre, Minenwerfer, Wagen, Granaten; denken Sie, das Ministerium ließe den Unternehmern freie Hand, zu fabrizieren, was sie wollten — diese gingen flugs daran, zu berechnen: „Woran ist am meisten verdient?" — welch ein wahnsinniges Durcheinander würde es geben! Dann sollten wir einen Krieg gewinnen können?

Nein, man richtet sich nach den Bedürfnissen; man legt in größtem Umfange Betriebe still, die für den Krieg keine Bedeutung haben; auch profitable Betriebe. Man fragt den Unternehmer gar nicht, ob ihm das gefällt oder nicht. Man holt den letzten leistungsfähigen Mann zum Vaterländischen Hilfsdienst heran, und jeder hält das für selbstverständlich; niemand muckst dagegen, weil es jedem klar ist: es muß so sein; die Rettung des Vaterlandes verlangt es so und nicht anders. Jeder stellt sich, wenn auch mit bittern Gefühlen, dem Vaterlande zur Verfügung.

Und mit dem Bauernstande, der sich je länger je mehr als ein Lebensfaktor für den Bestand des Vaterlandes erweist, sollte es anders sein? Wenn es heute, in der Zeit der Not, für den Bauernstand nicht das erste Lebensinteresse wäre, den Bestand des Vaterlandes zu sichern, hätte dann der Bauernstand noch ein Anrecht, vom Vaterlande zu fordern, daß es seinen Lebensbestand sicherte? Was für einen Titel wollte er denn dafür geltend machen?

Hand-in-Hand-Arbeiten mit den Behörden

Wir können natürlich in unserm Dorfe nicht von uns aus die Frage beantworten: Was bedarf das deutsche Volk an Lebensmitteln? Unser Dorf kann das deutsche Gesamtvolk nicht mit den nötigen Lebensmitteln versorgen. Es kann bloß mittun, nachdem die Feststellungen von anderer Seite gemacht sind. Dafür sind die Zentralbehörden da. Die sollen es uns sagen,

nachdem sie sich mit führenden Leuten aus Stadt und Land darüber klar geworden sind. Wir wollen zu ihnen das Vertrauen haben, daß sie die Bedürfnisse richtig erfassen. Wir wollen besonders auch zu den führenden Persönlichkeiten der Landwirtschaft das Vertrauen haben, daß sie ihre ganze Erfahrung auf diesem Gebiete dem Vaterlande, dem Volksganzen zur Verfügung stellen.

Und wir halten uns zur Verfügung unserer Behörden. Sie sollen nicht nötig haben, uns zu zwingen. Es soll kein Anbauzwang werden. Mit Zwang kommt man erst, wenn man nichts anderes weiß. Wir Bauern sind keine Sklaven, die gezwungen werden müßten. Man sollte wissen, daß im landwirtschaftlichen Betrieb mit Zwang am allerwenigsten zu erreichen ist. Wenn der Bauer keine Freude an seinem Acker und seinem Viehstall hat, so ist er eben kein Bauer, aber Zwang prallt an ihm ab. Dem weiß er sich zu entziehen.

Der Bauer muß Anbaufreudigkeit haben. Das Staatsbürgerherz im Bauernkittel wird aber nicht bloß durch blaue Scheine in raschere Wallung versetzt, sondern mehr noch durch das Pflichtbewußtsein, durch die Liebe gegen Volk und Vaterland. Das soll uns aber auch hier im Dorfe beherrschen.

Habt einmal Vertrauen zu uns Bauern, ihr Behörden! Versucht es einmal auf anderm Wege, als es bisher vielfach gemacht ist. Ruft einmal schlicht und recht die führenden Bauern zusammen, und versucht es einmal mit einer vernünftigen Aussprache. Wenn einer zu uns in der Sprache des Bauern spricht und zeigt, daß er uns versteht, so sind wir gerne zur Gemeinschaftsarbeit bereit und stellen uns gerne dem großen Ganzen zur Verfügung. Bereitwillig hören wir auf die Väter der Bauernfamilie, die mit uns überlegen, die es uns richtig auseinandersetzen, nicht mit Redensarten aus dem Buche, sondern mit dem schlichten, einfachen Worte, das aus dem Herzen kommt. Wir haben doch auch ein Herz im Leib!

Gegenseitige Hilfe

Wir sind auch bereit, einander zu helfen, daß alle Äcker in unserer Gemarkung bestellt werden. Es müssen es nur ein paar vernünftig in die Hand nehmen. Was soll es auch ausmachen, wenn ein Großer ein paar Kleinen hilft, den Acker zu bestellen und die Saat hineinzubringen? Und wenn sich die Großen die Geschichte rationell verteilen, so kommt auf jeden nicht allzuviel. Auch das hat das Komitee in die Hand zu nehmen. Donner noch einmal — heute wollen wir uns noch einmal bewußt werden, daß wir zusammengehören, daß wir nicht bloß Kirchweih und Schützenfest zusammen feiern, sondern auch uns gegenseitig in der Not helfen mit Rat und Tat! Heute gilt's noch einmal, in gegenseitiger Hilfe Christentum, Tatchristentum, lebendig zu machen.

Wir sind bereit, auf den Wirtschaftsplan für 1917/18 einzugehen. Die Zentralbehörden sind sich darüber klar geworden, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, die Ernährung unseres Volkes mit Brotgetreide und Kartoffeln sicherzustellen, daß es dagegen auf Fleisch nicht so unbedingt ankommt. Deshalb sind die Preise für Roggen, Weizen und Kartoffeln heraufgesetzt, dagegen für Futtergetreide und Schlachtvieh gesenkt. Es soll der Anreiz zur Verfütterung von Brotgetreide und Kartoffeln wegfallen. Natürlich müssen wir unser Milchvieh nach Möglichkeit durchhalten.

Der Wirtschaftsplan ist in ehrlicher Beratung mit den ernsten Vertretern von Stadt und Land aufgestellt. Wir werden darauf eingehen und an unserm Teil mitwirken, daß er verwirklicht wird; werden nicht nörgeln, wenn er unsern Privatwünschen und Meinungen nicht ganz Rechnung tragen sollte. Darauf kommt es jetzt nicht an, sondern darauf, daß wir leisten, was die Volksgemeinschaft von uns erwartet.

Richtige Verteilung

Es gilt aber nicht bloß Produktion der Lebensmittel, sondern auch richtige Verteilung. Wir hätten genug Lebensmittel im Lande, es wüchse auch heute noch genug fürs ganze Volk auf unserm Acker, wenn nur die Verteilung ordnungsgemäß vor sich ginge.

Aber da hapert es noch immer. Wüßte zunächst einmal das Kriegsernährungsamt genau, wieviel Lebensmittel da sind! Gelänge es ihm, sie einmal alle nach Möglichkeit zu erfassen!

Wer hindert es denn daran? Ein Beispiel, das leicht nachzurechnen ist, mag es uns sagen. Wenn wir fürs ganze Jahr zu 365 Tagen auf den Kopf einer Bevölkerung von 70 Millionen ein Pfund Kartoffeln rechnen, so kommen genau 12 775 000 Tonnen Kartoffeln heraus; sagen wir abgerundet 13 Millionen Tonnen. Hat Deutschland soviel im Jahre 1916 geerntet? Und selbst wenn es eine Mißernte gehabt hat: ist diese so groß gewesen, daß nicht wenigstens das Doppelte an Kartoffeln herausgesprungen ist? Warum wollte es nicht gelingen, die genügenden Mengen Kartoffeln für den menschlichen Bedarf flüssig zu machen?

Aber die Bestandaufnahme ist noch allzuoft ein Kampf zwischen Behörden und Bauern. Mancher Bauer hat das Gefühl, als sollte er vergewaltigt werden. Er ist sich nicht klar über seine staatsbürgerliche Aufgabe im Kriege, er sieht die Dinge noch nicht an mit den Augen, mit denen er sie eigentlich als reifer, ernster Staatsbürger ansehen müßte.

Als solcher müßte er sich sagen: Ich erleichtere der Behörde ihre Arbeit. Ich arbeite einmal entschlossen mit ihr. Wenn ein rücksichtsloser Feind ins Land käme, so wäre es ja gerechtfertigt, die Vorräte zu verstecken; aber vor dem eignen Volke darf ich sie nicht verstecken; denn das Volk braucht sie zu seinem harten Daseinskampf.

Der einzelne Bauer steht auch in dieser Beziehung ohnmächtig da. Ich bin fest überzeugt: wenn es auf den einzelnen ankäme, so fänden sich in Deutschland Hunderttausende, die gerne bereit wären, ihre Bestände restlos anzugeben und zur Verfügung zu stellen. Aber der großen Masse gegenüber ist der einzelne machtlos. Wer's richtig angibt, wird schließlich gar als der Dumme verschlissen. Der Halunke, der zurückhält und zu Wucherpreisen an den Schleichhandel verkauft, lacht ihn aus. Er macht ein „besseres Geschäft". Dadurch kommt unsere Lebensmittelversorgung überhaupt ins Gedränge. Für die Halunken, die ihre schnöden Wucherpreise machen, muß jetzt der ehrenhafte Bauer auch noch dadurch mittragen, daß ihm seine Vorräte desto schärfer herangezogen werden, daß er auch noch in Mißkredit kommt beim Gesamtvolk; daß auf den Bauernstand zurückfällt, was einzelne Bauern fehlen.

Deshalb ist der ehrenhafte Bauer sich selbst und dem Bauernstande schul-

dig, gegen Verheimlichung und Schleichhandel energisch Front zu machen. Er hat allen Grund, von denjenigen abzurücken, die so den Bauernstand kompromittieren. Die bäuerliche Organisation hat ebenfalls eine ernste Erziehungspflicht gegenüber all ihren Mitgliedern. Es muß der Stolz des Bauernstandes werden, die Volksernährung sicherzustellen. Die innere Beunruhigung muß er dem Volk ersparen. Je mehr er von dem Gedanken durchdrungen ist, daß es jetzt seine Ehrenaufgabe gegen Volk und Vaterland ist, für die Volksernährung zu sorgen, desto stolzer und freudiger kann er die höhern Erträge seiner Wirtschaft in die Wagschale werfen. Darum muß er auch hierin mit den Behörden voll Verständnis Hand in Hand arbeiten! Die ehrenhaften, guten alten Bauern vor die Front! Das muß die Parole sein.

Es gibt Lebensmittel, die können nicht leicht von den Zentralbehörden beschlagnahmt und verteilt werden, wie z. B. Butter, Eier, Gemüse. Sie sind für die Volksernährung nicht viel weniger wichtig als Getreide und Kartoffeln. Deshalb haben die Behörden Richtlinien gegeben, wie es mit diesen Produkten zu halten ist. Es sind dafür Sammelstellen (Ankaufstellen) in den einzelnen Gemeinden eingerichtet; die Preise sollen gut lohnende sein.

Das sind zugleich auch die Produkte, für die der Schleichhandel meistens die schamlosesten Preise bietet, die er dann weitergibt an jene Schmarotzer am Volkskörper, die sich durch Kriegswucher bereichert haben. Der Bauer kommt leicht in den Verdacht, mit den Schleichhändlern und Schmarotzern unter einer Decke zu stecken. Es liegt im Lebensinteresse des Bauernstandes, daß dieser Verdacht zerschlagen wird; daß der Bauernstand selbst dem Schleichhandel den Laufpaß gibt und ihn brandmarkt. Das Wuchergeld könnte sonst später dem Bauernstande aufs Butterbrot geschmiert werden, und gerade die Halunken, die den Schleichhandel getrieben haben, wären fähig, sich selbst dadurch reinzuwaschen, daß sie die Schuld dem Bauernstande aufbürdeten.

Nein, das Ankaufen und Zuführen solcher Lebensmittel an die Städte muß eine Ehrensache fürs Dorf, eine Gemeinschaftssache für den Bauernstand werden. In Bayern geht's. Das müßt auch ihr richtig in die Hand nehmen. Das muß keine erzwungene behördliche Angelegenheit, sondern eine freie Tätigkeit sein. Darum sind ja auch die Pfleger der ländlichen Ehre, des Christentums mit dabei: die Lehrer und Geistlichen, weil es eine Vertrauenssache ist. Darum wendet sich die Schule an eure Kinder, der Jungfrauenverein an seine Mitglieder. Alle müssen helfen, daß die regelmäßige Lieferung an die Behörde den wilden Handel vollständig verdrängt und die Ordnung siegt.

6. Wir tun mit!

Wer von den hier Anwesenden hat die Stirn, zu erklären: „Ich tue nicht mit!" Keiner! Wird denn nun hinterher auf der Bierbank wieder genörgelt oder heute abend mit der Frau überlegt, daß man es noch geheimer anpacken muß, um nicht gekriegt zu werden?

Oder ist nun der ernste, echte, stahlharte Wille da, mitzutun? Dann kommt es jetzt nur darauf an, daß Sie selbst einige ernste Männer Ihres Vertrauens wählen, die nun die praktische Durchführung in die Hand nehmen; die mit den Behörden Hand in Hand arbeiten an der Ausführung der Bestimmungen, die nicht etwa Schikane sind, sondern aus der Not der Zeit hervorgegangen.

Und daß Sie diesen Ihren Vertrauensmännern still geloben, mitzutun, damit es kraftvolle Gemeinschaftsarbeit wird.

Wenn so der Bauernstand dem Gesamtvolk zur Verfügung gestanden hat, so wird das Gesamtvolk es dem Bauernstande danken und von seiner Lebensnotwendigkeit fürs Ganze, zugleich aber auch von der Notwendigkeit seiner kraftvollen Förderung durchs Ganze tief durchdrungen sein. Dann kann der Bauernstand auch im neuen Deutschland fest und dauernd stehen als der Wurzel- und Stammstock des gesamten deutschen Volkes.

7. Was geschieht auf dem Lande für unsere Volksernährung?

Inhalt: 1. Die Aufgabe der Landwirtschaft ist eine schwere. 2. Der Krieg hat die Schwierigkeiten bedeutend vergrößert. 3. Der Landwirt ist in seiner Wirtschaft sehr beschränkt worden. 4. Die Aufklärungs- und Sammeltätigkeit auf dem Lande.

Die Opfer, welche das deutsche Volk in heiliger Pflichterfüllung heute für die Zukunft und Größe des Vaterlandes bringt, sind gewaltig. Aber das Volk trägt alle Opfer gern und willig, solange es nur weiß, daß es sein muß und nicht anders geht, und daß alle in gleicher Weise ihr Opfer bringen. Bitter wirkt erst das Opferbringen, wenn man das Gefühl hat, daß sich manches hätte vermeiden lassen und daß nicht alle in gleicher Weise ihre Pflicht und Schuldigkeit tun. Vielfach besteht diese Meinung, und zwar meint man insbesondere, daß die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelversorgung bei gutem Willen aller nicht so groß hätten zu werden brauchen. Zuzugeben ist, daß hier manches vorgekommen ist, was besser unterblieben wäre. Aber anderseits ist es auch zu verstehen, daß bei der ungeheuren Aufgabe der Regelung der Lebensmittelversorgung eines Siebzigmillionenvolkes Mißgriffe vorkommen, und daß sich unter den 70 Millionen manche Menschen in der Stadt wie auf dem Lande befanden, die in erster Linie ihren persönlichen Vorteil auf Kosten der Allgemeinheit wahrzunehmen suchten. Solche Vorkommnisse haben eine begreifliche Verbitterung bei der Bevölkerung hervorgerufen, denn die Schwierigkeiten und Entbehrungen, die der Krieg insbesondere unserer Stadtbevölkerung auferlegt hat, sind so groß und schwer, daß jede weitere Erschwerung, die sich hätte vermeiden lassen, als ein Verbrechen am Volke erscheinen muß. Diejenigen, die hier eine Schuld trifft, mögen sie nun in der Stadt oder auf dem Lande zu Hause sein, müssen in unnachsichtlicher Weise zur Verantwortung herangezogen werden. Indes dürfen wir dabei nicht so weit gehen und sagen, daß die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelversorgung nur infolge der Gewissenlosigkeit maßgebender Kreise so groß geworden wären. Das ist nicht richtig, denn im allgemeinen müssen wir sagen, daß es nicht der Mangel an gutem Willen war, sondern es waren in der Hauptsache unvermeidbare kriegszeitliche Schwierigkeiten, die die Not so groß haben werden lassen. Noch in jedem Kriege war die Teuerung bisher die unvermeidliche Begleiterin des Krieges, und zwar waren die frühern Kriegsteuerungen vielfach bedeutend schlimmer noch als die heutige. „Pest, Seuchen, Hungersnot und Krieg" erschienen jahrhundertelang unsern Vorfahren als untrennbare Gottesgeißeln. Auch im jetzigen Kriege sehen wir, daß die Teuerung sich keineswegs auf Deutschland allein beschränkt, sondern sich in allen krieg-

führenden Staaten, ja selbst in den neutralen Ländern zeigt. Sogar reine Agrarstaaten sind von Ernährungsschwierigkeiten und Teuerungen keineswegs verschont geblieben, wie z. B. das agrarische Rußland. Für manche Produkte ist der Preis im Auslande stärker noch gestiegen als bei uns in Deutschland.

1. Die Aufgabe der Landwirtschaft ist eine schwere

Wenn wir die Verhältnisse richtig und gerecht beurteilen wollen, dann muß zunächst der große Bedarf an Lebensmitteln in Rechnung gesetzt werden. Die deutsche Landwirtschaft hat für einen überaus großen Bedarf aufzukommen. In frühern Zeiten, als die Bevölkerung Deutschlands in der Hauptsache nur aus Ackerbauern bestand, produzierte die Landwirtschaft fast ausschließlich für den eignen Bedarf. Nachher aber ist die landwirtschaftliche Bevölkerung gegenüber der Industriebevölkerung erheblich zurückgeblieben. Heute zählt die landwirtschaftliche Bevölkerung nur mehr etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung, und dieses eine landwirtschaftliche Viertel muß die drei Viertel nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung ernähren. Fläche und Arbeitskräfte sind auf dem Lande so ziemlich die gleichen wie früher, aber der Lebensmittelbedarf ist gewaltig gestiegen. Welch große Mengen verschlingen nicht unsere Großstädte und Industriebezirke! Nur ein Beispiel: Essen mit rund 500 000 Einwohnern braucht in Friedenszeiten täglich 35 Doppelwaggons Kartoffeln, 12 Doppelwaggons Getreide, 80 000 Liter Milch. Das sind täglich die Kartoffeln von rund 100 Morgen, das Getreide von 200 Morgen, die Milch von rund 6000 Kühen. Den so bedeutend gestiegenen Bedarf vermochte die deutsche Landwirtschaft schließlich allein nicht mehr zu befriedigen, es mußten beträchtliche Mengen von Lebensmitteln (für etwa 3 Milliarden Mark) aus dem Auslande bezogen werden.

Infolge des Krieges ist ja nun der Verbrauch vielfach erheblich zurückgegangen. Auf der andern Seite aber ist der Verbrauch auch wieder um ein bedeutendes größer als in friedlichen Zeiten, und zwar hauptsächlich wegen der großen Ansprüche, welche die Versorgung des Heeres verursacht. Dies erklärt sich schon aus den erhöhten körperlichen Anstrengungen der Militärpersonen, welche auch eine Erhöhung der Ernährung bedingen. Nach maßgeblichen Mitteilungen ist der Verbrauch einer bürgerlichen Bevölkerung um etwa 50 Prozent niedriger als der Verbrauch eines Heeres von derselben Größe. An Rind- und Schweinefleisch benötigten Heer und Marine im ersten Vierteljahr 1917 drei Fünftel der Gesamtmenge, die insgesamt zur Verfügung gestellt war. Weiter nimmt das Heer etwa 30 Prozent des Brotgetreides, das insgesamt der versorgungsberechtigten Bevölkerung verabfolgt werden kann, in Anspruch. Für diesen großen Heeresbedarf hat unsere Landwirtschaft zunächst aufzukommen, denn im Kriege heißt es: Erst das Heer, dann die Zivilbevölkerung, ein Grundsatz, der wohl von jedem als selbstverständlich hingenommen wird.

Das, was das Heer an Lebensmitteln vorwegnimmt, kommt für die Zivilbevölkerung naturgemäß in Wegfall. In Wegfall kam ferner die bisherige starke Einfuhr an ausländischen Lebensmitteln. Infolgedessen wurden die Anforderungen, die an unsere heimische Landwirtschaft gestellt wurden, immer größer. Denn einerseits fielen mit der Sperrung der ausländischen Zufuhr neben den sonstigen auch noch manche Nahrungsmittel weg,

die unser heimischer Boden nicht hervorbringt, wie z. B. Kolonialprodukte, und für welche unsere Landwirtschaft nunmehr einen Ersatz schaffen sollte. Anderseits blieben jetzt auch zahlreiche bisher aus dem Auslande bezogene Rohstoffe und Betriebsmittel aus, welche unsere Landwirtschaft zur Erzeugung der Lebensmittel notwendig braucht, wie z. B. Dünge- und Futtermittel. Ferner mußten die früher als Nahrung verbrauchten Ackerbauprodukte während des Krieges zu einem großen Teil auch für den Ausfall an Auslandsfuttermitteln aufkommen. In dieser Erkenntnis schrieb selbst das sozialdemokratische Zentralorgan, der „Vorwärts“ (Nr. 251, 1916):

„Es ist volkswirtschaftlich ein Unverstand, heute von der Landwirtschaft zu verlangen, sie solle nicht nur ihre Produktion in bisherigem Maße fortsetzen, sondern auch den Ausfall decken, der durch den Wegfall der frühern Zufuhren aus dem Auslande entstanden ist. Das kann sie nicht. Tatsächlich verdient das, was sie in den letzten beiden Kriegsjahren unter mißlichen Umständen geleistet hat, alle Anerkennung. Die Landwirtschaft keines andern am Kriege beteiligten Landes, weder Englands, noch Frankreichs, noch Italiens hat eine auch nur annähernd gleiche Leistung aufzuweisen. Man muß bedenken, daß heute nicht nur insofern mehr konsumiert wird, als das Heer pro Kopf eine größere Menge bestimmter Nahrungsmittel verbraucht, als im Frieden durchschnittlich auf die einzelne Person entfällt, auch im Lande selbst hat die Knappheit der aus dem Auslande eingeführten Nahrungsmittel naturgemäß die Folge gehabt, daß heute manche landwirtschaftlichen Erzeugnisse viel mehr begehrt und verzehrt werden als früher; z. B. ist der Verbrauch von Kartoffeln zur menschlichen Nahrung enorm gestiegen, ebenso schwoll im vorigen Jahre vor seiner Beschränkung der Zuckerverbrauch immer mehr an und erlangte eine ganz außergewöhnliche Höhe. Dasselbe gilt von dem Verbrauch von Beeren- und Kernobst zum Einkochen von Marmeladen usw. Werden der Volksmasse bestimmte Nahrungsmittel entzogen, so steigt natürlich das Verlangen nach andern, reichlicher vorhandenen, bis auch in diesen Knappheit eintritt.“

2. Der Krieg hat die Schwierigkeiten bedeutend vergrößert

Wer einigermaßen mit der Landwirtschaft vertraut ist, wird zugeben müssen, daß schon in Friedenszeiten die Arbeit im landwirtschaftlichen Beruf keineswegs so leicht und einfach, sondern mit vielen Schwierigkeiten und Mißlichkeiten verknüpft ist. Die Produkte müssen überaus mühsam erzeugt werden, und in keinem andern Beruf sonst muß die ganze Familie von morgens früh bis abends spät zur angespanntesten Arbeit so sehr mitheran wie in der Landwirtschaft. Eben weil das Leben und Arbeiten auf dem Lande so wenig verlockend erschien, war auch die Landflucht so stark geworden. Fast keiner wollte mehr Bauer werden, und wie wenige Mädchen wollten einen Bauer heiraten! Wenn es wirklich zuträfe, was manche Städter meinen, daß nämlich das Leben auf dem Lande um so vieles angenehmer sei wie das Leben in der Stadt, dann hätte doch eigentlich gar kein Grund dafür bestanden, daß Ungezählte immer wieder das Land verließen und so wenige wieder dahin zurückkehrten.

Und wie steht es denn nun erst im Kriege mit den Arbeitsleistungen und Produktionsbedingungen in der Landwirtschaft? Zahlreiche Wirtschaften arbeiten heute nur mehr mit weiblichen Arbeitskräften. Im Landkreis Paderborn ist festgestellt, daß 900 Betriebe ohne Betriebsleiter und 570 Betriebe ohne jede männliche Arbeitskraft dastanden.

In Bayern wurde ermittelt, daß in einer Reihe von Dörfern 25 bis 30 Prozent der Gesamtbevölkerung, das sind nahezu alle Männer von 19 bis zu 48 Jahren, beim Heere stehen. Daß die weiblichen Arbeitskräfte, die früher nie gepflügt haben, den Boden ebenso pfleglich zu behandeln vermögen wie die geübten männlichen Kräfte, die jetzt fast alle im Felde stehen, ist ausgeschlossen. Auch fehlt einer Reihe von Wirtschaften die erforderliche Anzahl von Zugtieren, insbesondere in solchen Bezirken, in denen das Feld früher größtenteils mit Pferden bestellt wurde. Die Pferde stehen ebenfalls im Heeresdienste. Es fehlt der Dünger. Der Stalldünger wird weniger, und Kunstdünger ist selbst zu übertriebenen Preisen kaum zu haben. Daß der Boden, dem jahrelang der Dünger in ausreichenden Mengen nicht zugeführt werden konnte, in der Ertragsfähigkeit zurückgehen muß, ist ohne weiteres einzusehen. Ein mangelhaft ernährter Boden kann ebensowenig die gleichen Leistungen hervorbringen, wie ein unterernährter Mensch die bei guter Ernährung übliche Leistungsfähigkeit aufrechterhalten kann.

Daß unter solchen Umständen unsere deutsche Landwirtschaft die deutsche Bevölkerung nicht so ernähren konnte wie in Friedenszeiten, ist leicht zu begreifen. Hierzu äußerte sich beispielsweise auch die sozialdemokratische Chemnitzer „Volksstimme" (Nr. 210, 1916):

„Die Frage, ob die deutsche Landwirtschaft das deutsche Volk ernähren kann, ist früher unabhängig von Kriegsnöten gestellt worden; nie hat das selbst der verrückteste Agrarier behauptet, daß die deutsche Landwirtschaft das Volk ausreichend oder gar reichlich versorgen könne, wenn die Träger der landwirtschaftlichen Produktion an der Somme, in Galizien und in der Dobrudscha stehen. Die Landwirtschaft hat bisher während des Krieges eine ganz ungeheure, laut zu preisende Leistung vollbracht; sie hat so viele Nahrungsmittel erzeugt, daß wir nicht vor Hunger die Waffen haben strecken müssen, daß uns nicht, wie Griechenland, ohne überhaupt die Möglichkeit einer Abwehr zu haben, England Tun und Lassen vorschreiben kann, daß wir nicht ausscheiden müssen aus der Reihe freier Völker mit eignem, unabhängigem staatlichen Willen."

3. Der Landwirt ist in seiner Wirtschaft sehr beschränkt worden

Schon infolge der erwähnten kriegszeitlichen Schwierigkeiten ist der landwirtschaftliche Betrieb heute sehr behindert. Hinzu kommen die zahlreichen und ständig wechselnden Vorschriften und Verordnungen, die tief in den landwirtschaftlichen Betrieb eingreifen und seine Bewegungsfreiheit stark beschränken. Heute ist der Landwirt nicht mehr Herr auf seinem Hofe, sondern alles wird ihm von der Behörde genau vorgeschrieben und zugeteilt, und die Befolgung der Vorschriften wird strenge überwacht durch regelmäßige Revisionen, Erhebungen, Verhöre usw. Über jedes Liter Milch, über jedes Pfund Butter, über jeden Sack Korn muß der Bauer heute Rechenschaft ablegen. Und wenn heute noch einer glaubt, der Bauer könnte tun und lassen, was er wollte, er könnte leben und wirtschaften nach seinem Belieben, wie es ihm am einträglichsten und zweckmäßigsten scheint, und er könnte dabei nur so aus dem vollen nehmen, der ist sehr im Irrtum. Die Flut der Verordnungen ist auf dem Lande zu einer wahren Plage geworden. Vor lauter Verfügungen kennt man sich heute kaum mehr aus dort. Was das alles für den landwirt-

schaftlichen Betrieb bedeutet, davon kann man sich in der Stadt gar keinen Begriff machen.

Gerade diese falschen Vorstellungen in der Stadt sind es, welche zu einem großen Teile dazu beigetragen haben, hier und da eine übertriebene Mißstimmung gegen das Landvolk aufkommen zu lassen. Gewiß gibt es auch unter den Landwirten welche, die ihren Pflichten sehr schlecht nachgekommen sind, die Produkte zurückgehalten haben, die nur ihren persönlichen Profit dmmer im Auge gehabt haben. Aber gibt es nicht solche Elemente in jedem Berufsstande? Gibt es nicht auch in der Stadt Wucherer und Hamsterer und solche, die sich um nichts kümmern und an keine Vorschrift sich stören, und die damit genau so handeln wie pflichtvergessene Landwirte auf dem Lande? Auch wenn man hier und da persönliche Erfahrungen auf dem Lande gemacht, darf man hieraus noch keine Schlüsse ziehen auf die gesamte Landwirtschaft. Die Städter und Arbeiter verwahren sich auch dagegen, wenn über sie auf dem Lande einseitige und verallgemeinernde Urteile gefällt werden, wenn die Landleute auf Grund von Einzelfällen behaupten, die Städter machten alle Kriegsgewinne, die Arbeiter verdienten unerhört hohe Kriegslöhne, und in der Stadt lebte man nur in Vergnügungen, in Kinos, Theatern, Konzerten usw. Vor solchen Verallgemeinerungen und Einseitigkeiten sollte sich jeder hüten.

Gott sei Dank ist unser Volk in seinem Kern gut und rechtschaffen, und nicht zuletzt gilt dies auch von unserm Landvolk. Nur wird gewöhnlich das Gute, was geschieht, nicht so sehr bekannt wie das Schlechte. Daher dürfen wir auch die guten Seiten und Taten des Landvolkes nicht vergessen. Es wird viel zu wenig in der Öffentlichkeit bekannt, welche Opferwilligkeit zahlreiche Landwirte bereits bewiesen haben, wie viele Lebensmittel von den Landleuten direkt unentgeltlich für die bedürftige Bevölkerung zur Verfügung gestellt worden sind. Man erinnere sich nur der Tausende und aber Tausende von bedürftigen Stadtkindern, die von den Landleuten zum größten Teil gegen Gotteslohn für Wochen und Monate in liebevolle Pflege genommen worden sind. Es ist dies ein großartiges Liebeswerk, welches die Landbevölkerung an der Stadtbevölkerung getan hat und wodurch der bedürftigen Stadt- und Industriebevölkerung Millionen Mark erspart worden sind.

Jeder, der das Herz unserer bäuerlichen Bevölkerung kennt, weiß auch, von welch großer Bereitwilligkeit unser Landvolk beseelt ist, wenn man ihm nur in der richtigen Weise zu verstehen gibt, was zu tun notwendig ist. Wenn man das Landvolk in angemessener Weise aufklärt über die in den Städten herrschende Not, die ihnen ohne Aufklärung vielfach fremd ist, und wenn man ihnen dabei die Gewißheit gibt, daß das, was sie geben, auch wirklich in die richtigen Hände kommt und gut angebracht ist, dann werden sie sich gerne noch mehr etwas von dem ihrigen absparen und es hingeben. Manches läßt sich daher hier noch erreichen, wenn man nur die geeigneten Maßnahmen auf dem Lande anzuwenden bemüht ist. Aus diesem Grunde hat man vielfach auf dem Lande eine umfassende

4. Aufklärungs- und Sammeltätigkeit auf dem Lande

einzuleiten gesucht. Von den verschiedenen Stellen aus sind hier bereits entsprechende Schritte unternommen worden. U. a. hat sich hier besonders auch der Volksverein im engsten Einvernehmen mit den zuständigen Behörden bemüht, überall auf dem Lande eine planmäßige Aufklärungsarbeit zur Erfassung und Bereitstellung aller irgendwie entbehrlichen Lebensmittel und die Bildung besonderer Organisationen zu diesem Zwecke in die Wege zu leiten. Im einzelnen baut sich die Organisation folgendermaßen auf: In den einzelnen Landkreisen sind besondere Kreiskommissionen vorgesehen, welche die Aufklärungs- und Sammeltätigkeit in den einzelnen Landgemeinden anzuregen und aufzubauen haben. Zunächst findet in der Kreisstadt eine vorbereitende Kreiskonferenz statt, wozu die Bürgermeister, Gemeindevorsteher, Geistlichen, Lehrer, Vorstände der landwirtschaftlichen Ortsvereine sowie sonstige geeignete und einflußreiche Persönlichkeiten eingeladen werden. Auf dieser Kreiskonferenz wird ein sachgemäßes Referat gehalten, welches die Richtlinien gibt über die praktische Kleinarbeit, die in den einzelnen Landorten geleistet werden muß. (Vgl. Soziale Auskunft Nr. 49: Volksaufklärung über die Fragen der Lebensmittelversorgung. M.Gladbach, Volksvereins-Verlag. Postfrei 23 Pf.) Für die einzelnen Landgemeinden werden dann besondere Ortsausschüsse gebildet, denen von vornherein der Bürgermeister oder Gemeindevorsteher sowie ein Vertreter der Geistlichkeit und der Lehrerschaft angehören, wobei dann noch einige andere geeignete Personen aus dem Orte hinzugewählt werden. Das erste, was am Orte zu geschehen hat, ist die Veranstaltung einer Aufklärungsversammlung, bei der ein mit den städtischen Verhältnissen vertrauter Redner die nötige Aufklärung über die in der Stadt herrschende Notlage gibt. (Als Vortragsstoff dient die Redeskizze Nr. 30: Unsere Landwirtschaft in der Stunde der Entscheidung. Postfrei 23 Pf.) Die weitere Tätigkeit des Ortsausschusses besteht in dem planmäßigen Ausbau der Sammeltätigkeit. Dabei ist insbesondere den Landleuten jedesmal auch Aufschluß darüber zu geben, in welche Hände die Lebensmittel gelangen. Denn vielfach sind die Landleute auf Grund gemachter Erfahrungen mißtrauisch geworden, weil häufig Lebensmittel, die sie in selbstloser Weise oder zu billigen Preisen abgegeben hatten, nachher zu Wucherpreisen in der Stadt verkauft wurden, daß ein schwunghafter Handel damit getrieben wurde, und daß die Lebensmittel gar nicht in die Hände der wirklich bedürftigen Stadtbevölkerung gelangten, wie es der Wunsch und die Absicht der Landleute war.

Wenn aber die ländliche Sammeltätigkeit allgemein und gemeinnützig organisiert wird und auf eine breite, volkstümliche und vertrauenswürdige Grundlage gestellt wird, dann ist auch zu erwarten, daß noch mehr Lebensmittel als bisher mit noch größerer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt werden. Volle Berechtigung zu dieser Hoffnung geben die schönen Erfolge, die dort erzielt worden sind, wo man bereits eine derartige planmäßige Aufklärungs- und Sammelarbeit durchgeführt hat. Es hat sich dort sogar ein edler Wetteifer zwischen den einzelnen Landleuten und Landorten entwickelt, da niemand hinter dem andern an Opferwilligkeit zurückstehen wollte. Nicht zuletzt trägt diese Tätigkeit auch sehr dazu bei, einer bessern Verständigung und Versöhnung zwischen Stadt- und Landbevölkerung die notwendigen Wege zu bahnen.

8. Die Lebensmittelfrage und die Frauen

Es gibt doch keinen größern Tyrannen und Herrn als Se. Majestät den Magen. Alle Tage will er mehrere Male bedient werden, und er ist noch lange nicht mit allem zufrieden. Wenn er seine Tätigkeit einstellt, so kann man sich begraben lassen; und wenn er knurrt, so kann es wirklich schlimm werden. Dann sinken die Arme und lassen die Waffen fallen, oder auch die Fäuste ballen sich, und gebieterisch erhebt sich der Schrei nach Brot. Hunger ist der beste Koch, aber Hungersnot ist auch die härteste Not. Sie kann ein ganzes Volk zermürben und zur Verzweiflung treiben, daß dem Volke nichts mehr an seiner Freiheit und Zukunft liegt. Als Esau Hunger hatte, da hat er für ein Linsenmus das Recht der Erstgeburt und den Segen seines Vaters verkauft. „Was nützt mich die Erstgeburt, wenn ich vor Hunger sterbe?"

Was Hunger ist, das wissen besonders die Frauen. Es ist ihr Ehrenamt, den Hunger der Familie, besonders der Kinder zu stillen. „Mutter, ich habe Hunger," wie viel Glück liegt in dem Worte, wenn die Mutter in der Lage ist, den Hunger zu stillen, wie viel Weh, wenn sie es nicht kann! wenn sie für ihre Kinder nichts zu essen hat! Eine rechte Mutter kann für sich selbst Hunger leiden, wenn nur die Ihrigen nicht hungern. Darum ist Hungersnot auch herzzerbrechend für die Mutter vor allem.

Haben wir Hungersnot? Ich spreche das gräßliche Wort nicht gerne laut; denn es ist der alte Bundesgenosse von Pest und Krieg. Wenn es nach den Engländern ginge, so hätten wir sie längst. Die haben im Bunde mit den andern Feinden es von Anfang an darauf angelegt, uns durch Hungersnot niederzuzwingen. Sie haben uns die Einfuhr gesperrt, so daß wir aus dem Auslande nicht das holen konnten, was uns früher eine gute, reichliche Ernährung ermöglichte. Sie kontrollieren in der unverschämtesten Weise die neutralen Völker, die uns früher noch Lebensmittel lieferten. Sie wollten und wollen uns durch Hunger auf die Knie zwingen. Gegen sie kämpfen wir den Hungerkrieg. Das dürfen wir keinen Augenblick vergessen. Wenn es uns in den Städten allein überlassen geblieben wäre, so hätten wir auch längst die Hungersnot. Wir sind auf die Lebensmittel angewiesen, die in unserm eignen Lande wachsen. Wir sind auf unsern Bauernstand angewiesen. Der muß uns vor der Hungersnot bewahren.

Hat er es getan? Hat er den Acker bestellt? Ei, wohin wären wir wohl gekommen, wenn er es nicht getan hätte? Es hat kein Bauernbetrieb in Deutschland brachgelegen. Wo die Männer fort waren, da haben sich die Frauen drangegeben. Das müssen wir auch in der Stadt anerkennen und Freude daran haben. Wir müssen es unserm Bauernstande danken. Er hat uns unser Dasein ermöglicht, uns bisher vor der Knechtschaft bewahrt.

Haben es die Bauern ums Geld getan? Umsonst ist der Tod. Der Munitionsarbeiter tut es auch nicht umsonst. Ein guter Lohn mußte schon der äußerliche Anreiz sein, daß er zur Munitionsindustrie überging. Man kann die Beobachtung machen, daß ein Bauer, der nicht rechnet, auch kein tatkräftiger Bauer ist; daß es ihm nicht darauf ankommt, aus Feld und Stall etwas Tüchtiges herauszuholen. Ein guter Rechner ist aber auch ein guter Wirtschafter. Darauf kam es mit an.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Bauer viel höhere Betriebsunkosten hat als zur Friedenszeit. Ein Pferd kostet heute 4000 *M*. Ihm fehlen die Arbeitskräfte, die Schweizer, die Düngemittel, das Viehfutter. Im Bauernbetrieb greift alles ineinander. Hat er kein Vieh, so hat er keinen Dünger, so haben wir kein Fett, kein Fleisch, keine Milch, kein Leder. Füttert er sein Vieh nicht ordentlich, so gibt die Kuh keine Milch, das Schwein wird nicht fett. Wenn auch der eine und der andere Kartoffeln und Mehl ans Vieh gefüttert hat, so will ich das gewiß nicht rechtfertigen; aber ich kann es verstehen. Man darf nicht sagen: Die Bauern haben es der menschlichen Ernährung entzogen und ans Vieh gefüttert. So spricht bloß die Dummheit oder die Bosheit. Das Vieh ist doch kein Luxusgegenstand; man füttert es letzten Endes doch zum Zwecke der menschlichen Ernährung.

Ich rechtfertige nicht den Schleichhandel, da einzelne Bauern mit hinterzogenen Gegenständen Wuchergeschäfte gemacht haben. Das war unehrenhaft und gemein. Aber wer hat die Bauern zu solcher Unehrenhaftigkeit und Gemeinheit verleitet? Wer hat sie in Versuchung geführt? Doch jene Städter, die Wucherpreise geboten und sich die Ware gegenseitig abgejagt haben durch Bieten immer höherer Preise. Mancherorts sind die Bauern selbst dabei, diesen Schandfleck, dessen sie sich schämen, auszurotten.

Wir wollen es unsern Bauern auch nicht vergessen, daß sie in uneigennütziger Weise Zehntausenden von Stadtkindern einen Ferienaufenthalt geboten und ihnen möglich gemacht haben, nicht bloß sich satt zu essen, sondern auch Landluft zu atmen und Natur kennen und lieben zu lernen. Hüten wir uns doch, durch unbesonnenes, radikales Verurteilen die Fäden zu zerreißen, die der Krieg dadurch zwischen Stadt und Land gesponnen hat.

Ob die Preispolitik der Regierung immer richtig gewesen ist? Unsere Regierung ist doch nicht allwissend und allweise; sie mußte auch lernen. Es war etwas Neues, auch die Regierung konnte nicht von vornherein das Ganze überschauen. Die Kritiker hätten es auch nicht besser gemacht. Die tüchtigsten Leute aus dem Volke, auch die tüchtigsten Arbeitervertreter, hat die Regierung mit zugezogen. Sie hat den ehrlichsten Willen gehabt, es gut zu machen; wo aber ein W i l l e ist, da ist auch ein W e g, und den findet sie immer klarer und deutlicher. Wir können uns heute darauf verlassen, daß sie es gut macht.

Es gibt noch Leute, die sagen, die Regierung hätte den Dingen ihren Lauf lassen und nicht eingreifen sollen. Das ist ein unsinniges Gerede. Anfangs hat ja die Regierung es getan, bis sich herausstellte: Wir kommen mit dem Brotgetreide nicht aus, wenn so weiter gewirtschaftet wird. Da hat sich die Regierung ans Volk gewandt und es beschworen: Leute, geht doch sparsam mit dem Bort um! schränkt euch ein, um Gottes willen! sonst geht es nicht. Die Kinder in der Schule sind darauf hingewiesen worden, und manche haben heldenmütig sich eingeschränkt — für zwei bis drei Tage. Jeder hat gedacht, es werde wohl auf ihn nicht ankommen, und hat drauflos gewirtschaftet. Erst als es nicht anders ging, hat die Rationierung des Brotes, später auch die des Fleisches und der Kartoffeln zwangsweise eingesetzt.

Und dann? — Wer von uns kann sagen, daß er es mit dieser Rationierung genau und gewissenhaft genommen hat? Daß er nicht gesucht hat, durch allerhand Hintertürchen mehr Brot als sein Quantum hereinzubekommen? Ich

will nichts sagen dagegen, daß wir aufs Land gegangen sind und uns einmal satt gegessen haben; daß wir auch von Mutter oder Onkel oder guten Bekannten ein Paketchen mit heimgenommen haben. Aber wie viele Brotkarten sind gefälscht worden! Wie ist mit Mehl und Eiern und Schinken und Speck gehamstert worden! Nicht bloß, daß die Bauern nicht alles herausgegeben haben, sondern auch, daß die Städter nicht gewissenhaft gewesen sind, hat uns gezwungen, die Brotration im Frühjahr 1917 herunterzusetzen. Gott sei Dank ist jetzt so viel herausgekommen, daß unser Durchhalten gesichert ist, wenn — ja, wenn wir nun einmal darauf eingehen und es uns zur strengen Gewissenspflicht machen, mit den Behörden hübsch Hand in Hand zu arbeiten.

Da kommt sehr, sehr viel auf die Frauen an. In ihre Hand ist Sieg und Untergang des Vaterlandes gelegt. Die Männer machen schon ihre Sache da draußen an der Front. Sie beißen schon die Zähne zusammen und denken: „Wir müssen siegen, also wollen wir siegen; und wenn's das Leben kostet." Sie bringen schon die nötige Zähigkeit und Kraft auf, daß später die Geschichte erzählt von dem Heldenkampf, den sie gegen eine ganze Welt von Feinden gekämpft haben.

Haben auch die Frauen Heldenmut? Ja! sie haben es bewiesen. Sie haben sich darein geschickt, daß ihre Männer in den Krieg zogen. Hunderttausende haben ihre Gatten, ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Bräutigame stolz geopfert, ihre schönste persönliche Lebenshoffnung zu Grabe getragen in der Hoffnung, daß aus den Opfern eine schönere Zukunft hervorgehen soll — nicht für sie, sondern fürs Vaterland, für die kommenden Geschlechter. Das sind so gut Lebensopfer gewesen wie die Lebensopfer der Gefallenen.

Sie haben nicht bloß duldendes, leidendes Heldentum in sich aufgebracht, sondern auch das Heldentum der Tat. Sie sind für die fehlenden Männer eingesprungen, wo immer Lücken klafften. Sie haben sich gut bewährt in der Öffentlichkeit. Deutschland kann stolz sein, nicht bloß auf seine Männer, sondern auch auf seine arbeitenden Frauen.

Auch auf seine Hausfrauen? Die deutschen Hausfrauen müssen ein Doppeltes: das Heldentum des Duldens und das Heldentum der Tat miteinander vereinigen. Bei der Verteilung der Lebensmittel kommt auf die einzelne Familie nicht allzuviel heraus. Das Holen vom Lande nimmt ein Ende. Wir sind auf die behördlich zugewiesene Ration angewiesen. Die langt gerade, um am Leben zu bleiben. Die Kinder verlangten wohl noch mehr; die Mutter kann es ihnen nicht geben. Sie hat es nicht. Und sie hat ein Herz im Leibe. Man sagt wohl, das Herz der Mutter blute, wenn sie ihren Kindern etwas abschlagen muß, besonders ein Stück Brot. Da muß die Mutter dulden, und die Kinder mit.

Es fragt sich aber, ob dieses Dulden nicht für Mutter und Kinder auch zum Guten ausschlagen kann. Es gehört Kraft dazu, dulden zu können. Unsere Kinder kannten vor dem Kriege diese Kraft nicht mehr. Weil sie gewöhnt waren, zu bekommen, was sie wünschten, und die Mütter gewöhnt waren, es ihnen zu geben, wuchsen die Bedürfnisse der Kinder und ihre Unzufriedenheit immer mehr. Die Freudigkeit und den Stolz des Entbehrenkönnens hatten sie nicht mehr. Viele Mütter waren mit ihrer Mutterliebe auf dem verkehrten Wege.

Sie meinten, es sei Liebe, ihren Kindern nichts abzuschlagen, sie nicht ans Entbehren zu gewöhnen.

Heute wissen wir, daß das Entbehrenkönnen etwas Großes, Heldenhaftes ist. Die Kinder lernen entbehren. Wenn die Mütter es richtig machen, lernen die Kinder sogar das freudige Entbehren. Sie lernen durch das Entbehren mit beitragen zum Siege des Vaterlandes. Die Mütter dürfen bloß nicht wehklagen und schimpfen; dadurch würden sie das Entbehren für die Kinder noch viel schwerer machen und, anstatt das Herz ihrer Kinder mit dem freudigen Entbehrungswillen zu erfüllen, das Herz zu höherer Begehrlichkeit reizen und zugleich mit Verbitterung und Haß erfüllen. Und satt würden die Kinder doch nicht dabei.

Auch nicht auf die Reichen schimpfen! Was ehrenhafte Reiche sind, die darben geradesogut wie wir Armen. Das Darben fällt ihnen bloß noch viel schwerer als uns. Es ist ein dummes Geschwätz, als ob sich die Beamten zuerst mit Lebensmitteln versorgten: geradeso dumm wie das Geschwätz, das im Anfang des Krieges über feindliche Greueltaten bei uns herumging und über deutsche Greueltaten in Feindesland. Solches Geschwätz ist undeutsch. Wenn Sie einem Beamten Pflichtverletzung nachweisen können, zeigen Sie ihn an, auch wenn es der Oberbürgermeister und der Minister ist. Sie werden sehen, daß wir noch unparteiische Gerichte in Deutschland haben, und daß man dem gewissenlosen Beamten keine weichen Eier schält.

Aber den gewissenhaften Beamten erschweren Sie doch nicht unnötig ihre Arbeit durch Erregen und Weitertragen von Mißtrauen! Das ist geradeso gemein wie das Hamstern vom Reichen und das Hinterziehen vom Bauern.

Wir haben dies und das, mehr haben die andern auch nicht. Wenn nun von hundert einer wirklich mehr haben sollte, dann denken Sie sich dieses Mehr auf die hundert verteilt: für Sie würde dann auch nicht wesentlich mehr herauskommen. Lassen wir die laufen, die nicht mittun wollen! Sie gehören nicht zum deutschen Volke. Sie suchen sich der allgemeinen Not zu entziehen, da mögen sie ihr Schicksal in der allgemeinen Verachtung haben. Mag sich die Polizei ihrer annehmen!

Jetzt kommt es darauf an, daß wir das, was wir haben, zu würdigen wissen. Es ist schließlich doch Gottesgabe, wenn auch eine karge Gottesgabe. Achten und ehren wir es! Als wir aus dem vollen wirtschaften konnten, haben wir es zu wenig geehrt; haben gar viele Gottesgaben vergeudet. Lehren wir unsere Kinder einmal wieder das wenige ehren, Gott dafür danken. Das ist eine Lektion, die vergessen sie ihr Leben lang nicht mehr. Sie lernen einmal wieder von Herzen beten: „Unser tägliches Brot gib uns heute!"

Wir müssen ums tägliche Brot manchen Gang tun; jeden Tag unsere Zeit dafür opfern, bald hier, bald da. Das ist in der Weltgeschichte auch schon einmal dagewesen, als Gott in der Wüste den Israeliten auch die Rationierung des Brotes auferlegte. Da durften sie sogar nicht für zwei Tage sammeln, sondern mußten jeden Tag ihr Quantum von neuem holen. Bloß der Sabbat war ausgenommen. Sie sollten eben das Brot einmal richtig achten lernen, alle Tage dafür schaffen und es sorgsam zu Rate halten. Gott wollte dem Hamstern vorbeugen.

Es kommt weiter darauf an, daß wir das, was wir haben, richtig zu nützen

wissen. Es ist heute eine große Kunst, Hausfrau zu sein. Wer ein wirklicher Künstler ist, dem genügt auch das geringe Material, seine Kunst zu betätigen. Ein richtiger Maler sieht irgend etwas Schönes, das seinen Geist mächtig ergreift. Er hat kein feines, weißes Papier, keine leuchtenden Farben zur Hand. Er findet in der Tasche einen abgerissenen Zettel. Darauf malt er mit einem Stück Kohle, was seine Seele bewegt. Ist der Maler ein Großer, so wird der Zettel für spätere Jahrhunderte ein kostbares Erinnerungsstück. Ein Museum kauft ihn für Tausende.

Das Geringe an Lebensmitteln fordert so auch die Kunst der Hausfrau heraus. Was sie früher achtlos weggeworfen hat, wird nun in ihrer Hand kostbar. Sie macht etwas daraus. Sie benutzt das letzte Eckchen und Restchen. Und die Kunst und Liebe der Mutter macht es kostbar, gibt ihm einen geistigen Wert, der mit Gold nicht zu bezahlen ist.

Helfen wir uns gegenseitig! Früher, wenn zwei Frauen zusammen waren, so wurde über die Neuigkeiten gesprochen; sie renommierten sich gar oft etwas vor, was gelogen war. Heute ist Gefahr, daß sie sich gegenseitig etwas vorjammern und sich das Herz schwer machen. Das hat ebensowenig Sinn wie das andere. Tapfere Frauen überlegen miteinander, wie sie durchkommen, helfen einander und lernen voneinander. Wo irgendeine tapfere Frau ist, die schaut sich um, wie sie in der Nachbarschaft helfen kann. Hier tröstet sie, da legt sie mit Hand an, da belehrt sie. Sie wirkt christliche Liebe. Das macht ihr Freude, das ist ihr Trost, auch wenn sie selbst schwer zu tragen hat. Besonders unsere Hilfsdamen beim städtischen Lebensmittelamt und im Hilfskomitee, das sollen — keine Beamtinnen, sondern tapfere Frauen sein.

Haben wir Hoffnung und Vertrauen! Südländische Pflanzen können keinen Frost vertragen. Sie gedeihen bloß im Treibhaus. Unser Nordlandsroggen aber ist winterhart. Er trotzt dem Winter, und im Frühjahr entfaltet er üppig seine Kraft. Seien auch wir ein wenig winterhart! Zeigen wir der Welt, daß wir etwas aushalten können! Dann bekommt die Welt Hochachtung vor uns. Einmal kommt ja doch der Frühling. Er wird um so schöner sein, je härter der Winter gewesen ist. Und nicht bloß für den Volksfrühling, sondern für einen ewigen Frühling gilt es Kräfte zu sammeln. Es ist nun einmal so, daß der Weg zur Höhe über schwere Mühsale hinwegführt. Das soll uns nicht abhalten, den Weg zur Höhe mutig zu wandeln.

9. Kluge deutsche Frauen

Inhalt: I. Die klugen deutschen Frauen erkennen klar unser erstes und letztes Kriegsziel. II. Sie wissen auch die Mittel und Wege zu diesem Ziele: 1. Sie arbeiten. 2. Sie bringen Opfer.

Das Lob der deutschen Frau ist schon zu allen Zeiten gesungen worden. In diesem Weltkrieg flogen ganze Taubenschwärme der schönsten Gedichte in die Heimat, Lobpreisungen und Dankeshymnen in Worten und Liedern, denen späterhin Taten folgen sollen. Wohlverdientes Lob ernteten die deutschen Frauen auch in der Heimat, und Kanzler, Staatssekretäre und Minister — die gewöhnlich weniger poetisch veranlagt zu sein pflegen wie feldgraue Jünglinge und frischgebackene Leutnants — haben sich zu wahrhaft poetischen

Anerkennungen und Dankesworten aufgeschwungen, die mit goldenen Lettern in der Geschichte unseres Volkes eingeschrieben sind. Gewiß, all diese schönen Worte hatten ihre tiefe Berechtigung durch die bisherigen Leistungen unserer Frauen im Kriege, sie sollen dieselbe aber auch behalten bis zum siegreichen Kriegsende, so daß der Geschichtschreiber, der einstens von den Taten der Heimatarmee erzählen wird, bestätigen muß, daß unsere deutschen Frauen heldenhaft mitgelitten und mitgestritten haben und opferfreudig mitsiegen halfen. Die Klugheit, die erste aller Tugenden, die bisher Hand und Herz der deutschen Frauenwelt bewegte, soll sie auch ferner leiten.

I. Die klugen deutschen Frauen erkennen klar unser erstes und letztes Kriegsziel

Der Krieg ist nicht Selbstzweck, er ist eine leider bisher und schwerlich auch künftighin zu vermeidende Durchgangsperiode zum Frieden. Zum F r i e d e n! Wie lieblich klingt das Wort in unsern Ohren, und wie mächtig hallt es in der Seele wider! Vor Weihnachten war es, am 12. Dezember 1916, als unser Kaiser und die verbündeten Herrscher den Feinden die Hand zum Frieden boten; es war vergebens. Von Friedensbereitschaft, von Entgegenkommen war bei ihnen keine Spur, im Gegenteil, rückhaltlos enthüllten sie in einer Note an den Präsidenten Wilson der Vereinigten Staaten Nordamerikas ihre Kriegsziele, ihre Raub- und Vernichtungspläne. Klipp und klar sagten sie heraus, was sie wollten. Deutschland soll vernichtet, Österreich-Ungarn zerstückelt, Bulgarien gestraft und die Türkei aus Europa hinausgeworfen werden. Selbst einem wetterharten Manne konnte es bei dieser Kunde kalt den Rücken hinunterlaufen; doch dieselbe brutale Offenheit und ungeschminkte Rücksichtslosigkeit hatte auch ihr Gutes. Jeder Mann und jede Frau auf dem weiten Erdenrunde, die über den Sinn und Zweck dieses Weltkrieges nachzudenken sich bemühen, mußten jetzt erkennen, daß wir einen Krieg haben, wie noch kein Krieg gewesen, einen Riesenkrieg, in dem für uns nachgerade auch alles auf dem Spiele steht.

Dieser Krieg ist eine Weltenwende und eine W e l t k a t a s t r o p h e. Wir kennen aus unserer Jugend die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems, der alten jüdischen Hauptstadt, und sind gewohnt, dieses Gottesgericht als eine furchtbare Heimsuchung zu betrachten. In diesem Kriege wird nicht bloß eine Stadt vernichtet. Städte und Dörfer gehen nach Dutzenden zugrunde, tausende Häuser und Höfe verschwinden von der Bildfläche, ganze Wälder werden zu Hunderten niedergelegt, Felder und Wiesen werden auf Tausende von Kilometer hin vernichtet, und wehe den Völkern und Staaten, die in diesem Kriege geschlagen werden. — Lebhaft steht vor unsern Augen die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges mit seinen Mord- und Raubzügen, mit seinem Sengen und Brennen, mit seinen Schlachten und seinen Seuchen und all dem Unheil, das er über unser Volk gebracht. Auf Jahrhunderte hinaus ist dieser schreckliche Krieg ein Maßstab des Schreckens und der Greuel für die abendländische Menschheit geworden. Der heutige Weltkrieg mit seinen ungezählten verwüsteten Städten und Fluren aber hat neue Maßstäbe aufgestellt, gegen die jene früherer Zeiten und Jahrhunderte nur klein, winzig klein und zwerghaft erscheinen. Wie Zwergheere kommen uns die welschen Scharen vor, die damals unser

Land verwüsteten, gegen die Millionenheere, die heute kämpfen, gottlob nicht auf dem heimischen Boden Deutschlands, sondern im Feindesland, im Westen und Osten und Südosten unserer Heimat, in Asien und den deutschen Kolonien in Afrika und Australien, zu Land und zur See, auf allen Weltmeeren. — Gewaltig steht vor uns die große französische Revolution mit ihrem gewaltigen Umschwung in Frankreich, ihren kraftvollen Nachwirkungen in Europa und auch in unserm deutschen Vaterland, und doch, was ist jene Revolution und das Zeitalter des großen Korsen Napoleon I. gegen die Weltumwälzung, in der wir heute leben, gegen die Revolution, die jetzt schon in Rußland begonnen und bei einer Reihe der uns feindlichen Staaten droht, und vornehmlich gegen die Revolutionierung der Köpfe, wie wir sie Tag für Tag erleben.

W e h e d e n B e s i e g t e n ! Dieses alte Römerwort wird bitter ernst für jene, die den Krieg verlieren. Der Gedanke, daß wir besiegt werden können, liegt uns ferne, und doch schadet es nicht, die Frage aufzuwerfen: Was würde aus uns, wenn wir verlieren würden? Was dann? Dann wären, um einmal außenherum anzufangen, unsere Kolonien endgültig verloren, die schönen deutschen Kolonien, auf die wir so stolz gewesen, die uns viele hunderte Millionen gekostet und die allmählich so schöne Früchte zu zeitigen uns versprachen. Dann wären alle unsere Schiffe, jene, die heute noch in den neutralen Häfen liegen, und jene, die vom Feinde beschlagnahmt wurden, und mit ihnen Millionenwerte unwiederbringlich dahin und ein für allemal verloren. Dann wäre unser Geld, an dem so viel Arbeit und so viel Schweiß klebt, stark entwertet, und wir wären mit einem Schlage arm, viel ärmer geworden, als wir früher gewesen sind. Darüber besteht ein Zweifel nicht. Denken wir nur an die verwüsteten Äcker und Höfe, Dörfer und Städte, Fabriken und Industriegebiete, die es bei uns geben würde, wenn die Feinde ins Land kämen. Was aber dann, wenn die Arbeitsstätten für die Millionen von Arbeiter und Arbeiterinnen zerstört wären? Die Folge wäre Massenelend und Auswanderung. Was aber dann, wenn auf weite Strecken Landes die Höfe verbrannt und das Vieh abgeschlachtet, die Felder verwüstet und die Wälder abgeholzt wären? Die Folge wäre Riesenarmut und Riesenelend auf dem Lande. Teures Brot und niedrige Löhne wären unausbleiblich, und zu all dem könnten und müßten wir schaffen und schuften für unsere Feinde, um deren Kriegskosten zu bezahlen, wir und unsere Kinder. Gott schütze Volk und Vaterland vor diesem Lose!

Gottlob, G o t t i s t m i t u n s in diesem Kriege gewesen, wie er es mit unsern Vätern war. Wer Augen hat zu sehen, der sieht das Walten der göttlichen Vorsehung so offen und so klar in diesem Völkerringen und weiß, daß Gott mit uns ist. Vier Königreiche: Belgien, Serbien (auch Montenegro), Rumänien und Polen sind ganz oder überwiegend in unserer und unserer Verbündeten Hand, und zuversichtlich und siegesbewußt schauen wir alle auf Hindenburg, den starken Schlachtenlenker. Mit demselben Vertrauen verfolgen wir die Riesenleistungen unserer todesmutigen Tauchbootmannschaften, die durch ihre glänzenden Erfolge gegen den Hauptfeind England uns dem Frieden, einem deutschen Frieden näher und näher bringen. Wenn auch die Feinde zahlreich werden, was macht's, wenn wir nur den einen großen Verbündeten, den Herrgott, haben. Auf ihn bauen und vertrauen wir und wissen dabei: „Wer auf Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut."

II. Die klugen deutschen Frauen wissen auch die Mittel und Wege zu diesem Ziele

Andere sind die Mittel und Wege des Mannes, um unser großes Kriegsziel zu erreichen, und andere die der klugen deutschen Frauen. Ihre Hauptmittel, durch die sie den deutschen Sieg miterkämpfen helfen, sind Arbeit und Opfer. Darüber einige Worte.

1. Die klugen Frauen arbeiten

Die törichten Jungfrauen haben geschlafen und dadurch die Hochzeit verpaßt; die klugen haben gewacht und vorgesorgt. Wachen und Vorsorge treffen gilt es auch jetzt. An erster Stelle: Das Vaterland braucht Brot und Granaten. Diese sechs Worte müssen wir festhalten, und diese müssen Kern und Stern unserer Arbeit sein in Stadt und Land.

Brot und Lebensmittel aller Art sind notwendig, damit wir und unsere Krieger leben können und den Krieg nicht verlieren. Deshalb arbeiten auch seit zweieinhalb Jahren die Frauen auf dem Lande so tüchtig. Entschlossen gehen sie aufs Feld und verrichten die harte und schwere Arbeit, die sonst ihre Männer und Söhne getan, und werden nicht müde und rasten nicht und rosten nicht, bis das letzte Fleckchen Erde angebaut. Andere wieder, die in den Städtchen wohnen oder in der Großstadt, haben ihre Bemühungen den Gärten zugewandt und pflanzen dort auf jedem freien Stück Erde. Ehre allen diesen klugen Frauen! Aber in den Städten und auch in den Städtchen, da sitzt noch so manche Dame die ein Dienstmädchen vom Lande hält, das sie entbehren könnte. Sagt es ihr ihr klugen Frauen, daß sie ihre Arbeit selbst verrichten und selber herzhaft anpacken soll, denn draußen auf dem Lande braucht man Arbeitskräfte, mit der Landarbeit vertraute Mädchen und Frauen, weil die Männer im Felde stehen und dort kämpfend die Heimat beschützen müssen.

„Arbeiten und nicht verzweifeln" mag die Losung unserer wackern Landfrauen sein. Aber es ist, so höre ich sie sagen, schier zum Verzweifeln mit all den Gesetzen und Verordnungen und der ganzen Reglementiererei in der Lebensmittelversorgung. Ich bin auch kein Freund von dem Vielen, Allzuvielen, aber ich bin ein ehrlicher Mann und sage mir, was jener alte, abgeklärte westfälische Landrat im letzten Herbste zu seinen Landsleuten sprach: „Landwirte, ich weiß, daß ihr verärgert seid über die vielen Gesetze, Verordnungen und Erlasse. Ich habe sie nicht gemacht, und wenn ich sie hätte machen müssen, wäre es sehr wahrscheinlich mit der Hälfte oder einem Drittel davon abgegangen. Aber dann wären die Verordnungen auch nur für meinen Kreis gemacht worden und in Geltung gekommen; so aber müssen die Gesetze und Verordnungen in Berlin für das ganze Deutsche Reich gemacht werden und für alle Verhältnisse in unserm großen deutschen Vaterlande passen, denn es muß ja für alle unserer Volksgenossen, für die Krieger im Heere und für uns übrige daheim gesorgt werden. Da geht es offensichtlich gar nicht anders, und darum wollen wir in Gottes Namen sie beachten und erfüllen so gut es immer in unsern Kräften steht. Wir alle wünschen, und ich nicht zuletzt, daß sie möglichst bald wieder verschwinden. Je eher wir nun siegen, um so eher wird Frieden sein, und je früher Schluß ist, um so eher werden die Verordnungen überflüssig. Darum sorgen wir, soviel an uns liegt, daß die Verord-

nungen möglichst gut erfüllt und aufs beste durchgeführt werden, damit sie möglichst schnell wieder verschwinden können." Dieser alte und verständige Herr hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

Die schwerste Zeit ist gegenwärtig im dritten Kriegsjahre über uns hereingebrochen. Darum ist es gerade jetzt notwendig, daß die Landwirte alles abliefern, was irgendwie für die Städter abgegeben werden kann. Ein Viertel der Bevölkerung muß aber die übrigen drei Viertel miternähren. Das Abliefern des Entbehrlichen fällt keiner braven Frau vom Lande schwer, die weiß, wie es in der Stadt und in den großen Industriegebieten aussieht. Heute weiß es jede, die nur die Augen aufmacht und die Stadtkinder, die jetzt aufs Land kamen, sich einmal genauer ansieht. Wie werden erst die Mütter dieser Kinder aussehen? Eine jede Mutter denkt ja zuerst an ihr Kind und dann noch einmal und noch einmal, und dann erst an sich selbst. Jede Mutter, die das weiß, und sie wissen es alle, ist gerne bereit, sich einzuschränken und Abbruch zu tun, damit die Mütter in den Städten, ihre Schwestern, auch durchkommen können. Es kann heute keiner schwer fallen, da die Fastenzeit für unser Volk an Ostern nicht zu Ende ging, sondern fortdauert bis zur neuen Ernte. Wohlan drum! Erfüllen wir diese unsere Pflichten aus Liebe zu unserm Volke und aus christlicher Liebe. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan," spricht der Herr. So wollen wir also nach Kräften Brot und Lebensmittel schaffen und abgeben.

Das Vaterland braucht Brot und Granaten, auch Granaten! Die Männer allein können es nicht schaffen. Das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst hat sie alle, soweit sie nicht unter der Fahne stehen, vom 17. bis 60. Lebensjahre herangezogen, und trotzdem reichen ihre Kräfte nicht. Deshalb hat unsere Regierung im letzten Winter die Frauen zur Mitarbeit in der Kriegsindustrie aufgerufen, und mit Erfolg. Daran hat die Regierung, daran haben die Männer, die draußen kämpfen, auch keinen Augenblick gezweifelt. Rund eine halbe Million Frauen arbeiteten schon im Herbst in unsern Fabriken mehr als vor dem Kriege. Wieviel werden es wohl heute sein? Ehre ihnen allen! Besondere Hochachtung vor jenen, die einen törichten Kastengeist überwunden haben und es nicht unter ihrer Würde halten, in die Fabrik zu gehen. Alle Hochachtung vor allen klugen Frauen, die ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellen und Munition und Kriegsmaterialien schaffen und so die Männer draußen schützen und ihr kostbares Leben retten. Ehre ihnen und Dank!

2. Die kluge Frau bringt Opfer

Ohne Riesenmühen und Riesenopfer keine Riesenerfolge. Das ist uns wahrhaftig zum Bewußtsein gekommen.

Menschenopfer verlangt der Krieg, und mir will scheinen, daß diese von unsern Frauen, die naturgemäß dem Menschenleben näher stehen wie die Männer, härter und schwerer empfunden werden als vom Manne. Die Frauen haben fraglos durch den Tod so vieler blühender Menschenleben unermeßlich viel gelitten, aber sie haben gelitten mit Heldensinn und Christensinn. Der Gottesmutter unter dem Kreuze sind Hunderttausende ähnlich geworden, und ihr Ostermorgen ist noch nicht gekommen.

Was sind gegen diese Menschenopfer alle andern Opfer, die vielen Mühen und Arbeiten, die wirtschaftlichen, die geistigen und seelischen Opfer? „Unmöglich ist's, was sein muß, doch zu meiden." Die Riesenopfer, das weiß die kluge Frau, müssen gebracht werden, und darum bringt sie dieselben auch aus Pflichtgefühl und Heldensinn. In der Pflichterfüllung findet sie Trost, in ihr innere Befriedigung, in ihr lebt sie den Krieg mit, in ihr freut sie sich der erkämpften Erfolge, und in ihr nimmt sie Anteil am Siege.

Auf ihren Opfern ruht Gottes Segen, und das weiß die kluge Frau. Jene unklugen aber, die Jammerbriefe an die Männer senden, die den Opfern zu Hause aus dem Wege gehen, die Last der Kindererziehung beiseite schieben, die Überwachung der schulentlassenen Jungen und Mädchen nicht auf sich nehmen, ahnen nicht, wieviel Unheil sie schon angerichtet. Wohlan drum, hier liegt ein großes Arbeitsfeld für die klugen Frauen, ein neues Opferfeld zu den vielen Opferstätten, auf die der Krieg die deutsche Frau geführt. Laßt uns sie mutig betreten und weiter Opfer bringen, denn auf den Opfern ruht Gottes Segen und — „An Gottes Segen ist alles gelegen".

Mit Arbeiten und Opfern betritt die deutsche Frau den Weg, der uns zum Ziele führt; dabei ist sie durchdrungen von der hohen Mission, die ihr der Krieg gegeben. Nicht Privatsache, wie einst in holder Friedenszeit, ist heute ihre Tätigkeit, nicht Privatsache sind heute die Opfer, die sie bringt, Arbeit und Opfer sind Gemeinschaftssache geworden. Im Dienste des Gemeinwohls werden alle Einschränkungen übernommen, dem Vaterland zuliebe. Dem Volksganzen zuliebe wird mit Licht und mit der Heizung gespart, dem Volksganzen zuliebe wird mit den Lebensmitteln sparsam umgegangen und mitgefastet, dem Volksganzen zuliebe werden die Vergnügungen eingestellt und unnötige Ausgaben vermieden, dem Volksganzen zuliebe werden die alten Kleider weiter getragen, dem Volksganzen zuliebe werden die behördlichen Maßnahmen verständnisvoll erfüllt, dem Volksganzen zuliebe wird den hundert und tausenderlei Arbeiten in der Familie und im Berufe mit Klugheit und Gewissenhaftigkeit nachgegangen, dem Volksganzen zuliebe werden ununterbrochen Opfer gebracht und Leiden ertragen zur Ehre Gottes und zum Wohle der Brüder.

Wenn die Männer heimkehren, dann werden sie um sich schauen und nach den deutschen Frauen suchen, die ihnen Brot geliefert und Granaten gedreht, die ihnen im Kampfe beigestanden und ihnen das Leben gerettet, die sie gestärkt und gekräftigt mit Lebensmitteln und ihnen den Sieg erringen halfen. Wenn die Männer heimkehren, dann wird die große Gewissenserforschung beginnen bei den deutschen Frauen, ob sie ihre Pflicht erfüllt, ob sie im Weltenbrand und Völkerkampf geschlafen oder ob sie wach und klug gewesen. Wenn die Männer heimkehren, mit dem Lorbeer geschmückt, und der Gatte der Gattin, und der Junge der Mutter und Schwester in die Augen sieht, dann werden kluge Frauenaugen leuchten und sagen: „Vater, Bruder, Kind, ich bin auch dabei gewesen, ich habe meine Pflicht erfüllt." Glückliche Stunden und Tage des Wiedersehens! Dabei gewsen! Die Pflicht erfüllt! Töne fort, ernstes Wort! Das Vaterland braucht Brot und Granaten. Wie wird beides wohl geraten, wenn es auch in deinen Augen sprüht und glüht; Dabei gewesen! Die Pflicht erfüllt!

10. Kriegsgebote der Brotbitte des Vaterunsers

Aus dem Fastenhirtenbrief 1917 des Hochw. H. Bischofs von Speyer Dr. Faulhaber

Inhalt: 1. Ein Kriegsgebot lautet: Teilet unser Brot in Brotgemeinschaft. 2. **Ein anderes:** Zerreißt nicht die Brotgemeinschaft zwischen Stadt und Land.

1. Ein (drittes) Kriegsgebot der vierten Bitte lautet:

Teilet unser Brot in Brotgemeinschaft!

So sollt ihr beten: Unser tägliches Brot gib uns heute! Christus hat uns nicht beten gelehrt: Mein tägliches Brot gib mir heute! Auch wenn der einzelne für sich allein das Vaterunser betet, muß er immer in der Mehrzahl um „unser" Brot bitten, und damit sagt er seinen Mitmenschen: Eure Brotsorge ist auch meine Sorge. Der einzelne kann nicht in den Tag hineinleben wie Pharao von Ägypten, von dem es heißt: „Er sorgte sich um nichts als um das Brot, das er aß" (1 Mos. 39, 6). Der einzelne kann nicht die Hand auf die Ernte legen und sagen: „Das ist alles für mich allein gewachsen." Es ist „unser" Brot, es ist Gemeinschaftsbrot. Gemeinschaftsbrot nicht im Sinne der sozialdemokratischen Gütergemeinschaft, sondern im Sinne der christlichen Bruderliebe und völkischen Schicksalsgemeinschaft. Gemeinschaftsbrot zumal in der heutigen Zeit, da der Hungerkrieg das Band der Brotgemeinschaft um unser Volk noch fester gezogen hat.

Drei Brotäuber, drei Hyänen des Heimatheeres, suchen diese Brotgemeinschaft zu durchbrechen. Solche, die von ihrem Eigenbau an Nahrungsmitteln aus Ängstlichkeit oder gar aus Trotz unerlaubte Mengen zurückbehalten, die ihre Kartoffelvorräte als Tierfutter verschwenden oder der Gefahr aussetzen, im Keller zu verfaulen. Anderswo, vielleicht nur ein paar Häuser weiter, wohnen arme Familien, deren Kinder nach Brot rufen, und niemand ist, der es ihnen reicht (Klagel. 4, 4). Das ist gleichsam ein Raub an den Armen des Volkes. Solchen Menschen gilt der biblische Sinnspruch: „Wer Korn zurückhält, wird vom Volke verflucht; Segen aber kommt auf das Haupt derer, die es zu Markt bringen" (Spr. 11, 26). — Auch die zweite Klasse kann die vierte Vaterunserbitte nicht beten, ohne sich selber das Urteil zu sprechen. Jene nämlich, die von Lebensmitteln und anderm Hausbedarf unnötig große Mengen zusammenkaufen und nach Hamsterart im verborgenen aufgespeichert haben. Ihnen gilt das Wort des Apostels: „Ihr habt euch Schätze des Zornes aufgehäuft" (Jak. 5, 3). Christus hat uns gelehrt, um unser tägliches, nicht um unser jährliches Brot zu bitten, und wenn auch das „heute" der vierten Bitte eine vernünftige Vorsorge für morgen und übermorgen nicht ausschließt, darf diese Zukunftssorge doch nicht rücksichtslos über die gegenwärtige Not der Volksgenossen hinwegschreiten. — Die eigentlichen Broträuber und Hyänen des Heimatheeres aber sind jene Wucherer, die in unersättlicher Habsucht die Not der Zeit zu geschäftlichen Vorteilen ausbeuten, durch wilden Aufkauf und Verkauf von Lebensmitteln die allgemeine Lage des Lebensmittelmarktes immer noch mehr verschlechtern und im kleinen oder im großen Gewinne erzielen, die sittlich nur als Sündengeld bezeichnet werden können. Solche Menschen „essen das Brot der Bosheit und trinken den Wein des

Unrechts" (Spr. 4, 17). Auf deren Lippen ist die vierte Vaterunserbitte eine Gotteslästerung.

Zwei gute Wege führen zu einer gerechten Verteilung unseres Gemeinschaftsbrotes, der Weg der christlichen Bruderliebe und der Weg der staatlichen Verordnung. Das Vaterunser hat alle Gläubigen, die Reichen wie die Armen, die Satten wie die Hungrigen, am Brottische des gemeinsamen himmlischen Vaters versammelt, dadurch die ganze Tafelrunde zu einer Gemeinde von Brüdern zusammengeschlossen und das Gesetz der allgemeinen Bruderliebe verkündet. Wie viele Hände müssen einander in die Hand arbeiten, bis das Saatfeld bestellt, das Korn gesät, die Frucht geerntet, die Garbe gedroschen, das Korn gemahlen, das Mehl gebacken ist und das Brot fertig auf unserm Tische liegt! So wird das tägliche Brot an sich schon zu einem Gleichnis der bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft, genau wie der hl. Paulus die gemeinsame Feier am Tische des Herrn als Ausruck der kirchlichen Gemeinschaft bezeichnet: „Ein Brot, ein Leib sind wir, die vielen, wir alle, die wir an einem Brote teilnehmen" (1. Kor. 10, 17). Als der nämliche Völkerapostel für seine armen Mazedonier um die Hilfe der reichen Korinther nachsuchte, berief er sich auf die christliche Bruderliebe mit einem Grundsatz, der im Zusammenhang des 8. Kapitels des 2. Korintherbriefes wie ein Hirtenbrief zur heutigen Ernährungsfrage klingt: „In der gegenwärtigen Zeit muß euer Überfluß ihrem Mangel abhelfen" (2 Kor. 8, 14). Die bloße Vernunftliebe aus Interessen- und Schicksalsgemeinschaft wird allerdings nicht stark genug sein, die bösen Geister des Eigennutzes und der Habsucht in einem Millionenvolke zu überwinden. Die christliche Bruderliebe, die durch den Heiligen Geist in unsere Herzen ausgegossen ist, wird im kleinen tausendfachen Hunger stillen, wird aber vor den Räuberhöhlen der größten Broträuber verschlossene Tore finden.

Da muß eine zweite Brotversorgungsstelle mit weiterreichendem Arm, die staatliche Obrigkeit, ergänzend eintreten und die Brotgemeinschaft im Sinne des Vaterunsers durchführen. Die staatliche Obrigkeit hat die Pflicht, die öffentlichen Lasten im Rahmen der Staatsgemeinschaft möglichst gerecht auf alle Staatsbürger zu verteilen und heute in der öffentlichen Notlage, die um der Gemeinschaft willen über uns kam, möglichst ausgleichend alle Bürger als Nothelfer heranzuziehen. Dementsprechend hat die staatliche Obrigkeit auch das Recht, in solchen außerordentlichen Zeitlagen mit dem Überflusse der einen dem Mangel der andern abzuhelfen, hier Berge von Vorräten abzutragen, um dort Täler der Not auszufüllen und schließlich mit einer amtlichen Schablone, die gegenüber von Millionen unvermeidlich ist, durch Lebensmittelkarten dem einzelnen den Tagesanteil vorzuwiegen. Auch in der biblischen Geschichte wurden in den Tagen der Kriegsnot Lebensmittel wiederholt nach Maß und Gewicht verteilt. „Menschensohn," spricht der Herr zu Ezechiel, „ich werde Jerusalem die Stütze des Brotes zerbrechen, und sie sollen Brot nach dem Gewichte und in Ängsten essen und Wasser nach bestimmtem Maße und in Bangigkeit trinken" (Ezech. 4, 16). Auch bei der Belagerung von Bethulia wurde nach dem Zeugnis des Buches Judith (7, 11) „das Wasser dem Volke Tag für Tag nach bestimmtem Maße

verabreicht" (vgl. 3 Mos. 26, 26). Die staatliche Lebensmittelversorgung von heute steht also auf biblischem Untergrund.

Die staatliche Obrigkeit hat die Pflicht, den Räubern im Gemeinschaftsleben das Handwerk zu legen, den Markträubern so gut wie den Straßenräubern, und die Staatsbürger vor ungerechter Ausbeutung durch kleine oder große Räubergesellschaften zu schützen. Auch dafür haben wir in der biblischen Geschichte ein erschütterndes Beispiel, wie leicht der Wucher, der aus der Not der Kriegszeit Metall schlagen will, ein Volk bis zur offenen Empörung treibt, und wie diese Empörung nur durch eine kluge und rechtzeitige Regierungsmaßnahme des Nehemias verhütet wurde (2 Esr. 5, 1—13). Dementsprechend hat die staatliche Obrigkeit auch das Recht, im Dienste des Gemeinwohls Ausfuhr und Einfuhr von Lebensmitteln unter ihre Aufsicht zu stellen und für den gesamten Warenumsatz verpflichtende Verordnungen zu erlassen.

Die staatliche Obrigkeit hat die Pflicht, in besonderer Weise für die Armen in der Staatsgemeinschaft zu sorgen. Im Regentenspiegel der Königspsalmen gilt es als der schönste Stein in der Krone des Königs, „den Armen des Volkes Recht zu schaffen . . ., den Armen, dem sonst kein Helfer war, vor dem Tyrannen zu schützen" (Ps. 71, 2, 12). Die Regierung eines Landes kann also nicht dulden, daß die Lebensmittelpreise eine Höhe erreichen, die den Armen und die kinderreiche Familie von vornherein davon ausschließt. Die Regierung kann nicht dulden, daß hier ein reicher Prasser an einem Tage einen Wochenanteil verzehrt, während arme Lazarusse am Hungertuch nagen. Freilich ist dabei vorauszusetzen, daß auch die Armen mit ihrem Brotanteil haushälterisch wirtschaften, daß auch die Armen in Kriegszeiten kein Friedensbrot verlangen und ihre Ansprüche an die öffentliche und private Armenpflege nicht überspannen. Wir beten um das tägliche Brot für „heute" und sagen damit, daß wir nicht das Friedensbrot von gestern beanspruchen und auch das Kriegsbrot von heute nur in der Größe und Güte, wie es eben heute möglich ist.

Die staatliche Obrigkeit hat also die Pflicht, das Kriegsbrot möglichst gleichheitlich zu verteilen und den Eigennutz in den Höhen des Reichtums wie in den Tiefen der Armut zu überwachen. Wenn aber die staatliche Obrigkeit vor Gott und der Welt diese Pflicht hat, dann haben die Staatsbürger vor Gott und der Welt die Gewissenspflicht, die Durchführung dieser öffentlichen Brotgemeinschaft nicht zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. „Wer sich gegen die obrigkeitliche Gewalt auflehnt, widersetzt sich der Anordnung Gottes" (Röm. 13, 2). Davon, daß andere nach dem Hörensagen die staatlichen Verordnungen in der Ernährungsfrage durchbrechen und mit eigner Faust sich den Brotkorb tiefer hängen, davon wird dein staatsbürgerliches Gewissen nicht entschuldigt. Es war zu allen Zeiten so, daß die Gewissenhaften dem Wohle der Volksgemeinschaft besser dienten als die Gewissenlosen. Alles Murren und Nörgeln und Besserwissen schafft kein Gramm Brot bei und stillt keinen Hunger. Sogar ein Moses, der den Geist Gottes zum Ratgeber hatte, konnte es dem Volke nicht recht machen und erlebte den Aufruhr: „Wären wir doch durch die Hand des Herrn im Lande Ägypten gestorben, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und uns an Brot satt

essen konnten, — warum habt ihr uns in die Wüste geführt, um dieses ganze Volk den Hungertod sterben zu lassen?" (2 Mos. 16, 3).

Mag sein, daß im Anfange die Ernährungspolitik die eine oder andere Maßnahme traf, die sich nicht bewährte und widerrufen werden mußte. Es ist eben keine Kleinigkeit, für eine Familie von 67 Millionen Köpfen Brot herbeizuschaffen, wenn man in den Vorjahren nicht darauf eingerichtet war. Ein einziger ägyptischer Joseph aber, der mit vorhersorgender Weisheit die Frucht der sieben fetten Jahre in Speichern sammelte und dann in den Hungerjahren verteilte (1 Mos. 41, 53—57), steht himmelhoch über allen Siebengescheiten, die mit nachhinkender Weisheit an allen Dingen im Himmel und auf Erden zu tadeln wissen. Mag auch sein, daß in der Durchführung der Brotgesetze manche unnötige Härte vorkam. Die einzelnen Verteilungsstellen hatten eben nicht die Wunderkraft, Steine in Brot zu verwandeln oder mit sieben Broten viertausend Menschen zu sättigen. Mag auch sein, daß die unendliche Reihe von Verordnungen und Arbeitsausschüssen und Überwachungsstellen da und dort den Eindruck erweckte, als steuerten wir einem Polizeistaat entgegen, in dem die persönliche, häusliche und gesellschaftliche Freiheit ersticken müsse. Eine so unerhört außergewöhnliche Kriegslage kann aber nicht am Maßstab der friedlich geordneten Zeitläufe gemessen werden, und wir wissen, daß dieser Riesenbau von behördlichen Vorschriften im Frieden wieder abgebaut wird. Die Staatsgewalt hat so gewiß wie die elterliche Gewalt ihre Grenzen, auch gegenüber dem Privateigentum und gegenüber dem Kirchengut. Es ist aber im Augenblick eine brotlose Kunst, über die Grenzen der Staatsgewalt unter Klagen und Anklagen viel zu reden. Die Stimme der Zeit ist uns Gottes Stimme, und so werden wir die staatlichen Ernährungsvorschriften als Kriegsnotwendigkeit anerkennen und mit staatsbürgerlichem Gewissen alle Gerechtigkeit erfüllen. Die staatlichen Brotgesetze liegen auf der Gedankenlinie der vierten Vaterunserbitte.

2. Das andere (vierte) Kriegsgebot der vierten Bitte lautet:

Zerreißt nicht die Brotgemeinschaft zwischen Stadt und Land!

Eine besondere Sorge ist uns heute der Riß in der Brotgemeinschaft zwischen Stadt und Land infolge der Lebensmittelteuerung. Im besondern hat sich zwischen der Arbeiterwelt der Fabrikstädte und der landwirtschaftlichen Bevölkerung eine Entfremdung, strichweise sogar eine Verbitterung eingenistet, die mit dem Gebet um unser gemeinsames Brot nicht vereinbar ist. Zwischen Kain, dem Ackerbauer (1 Mos. 4, 2) und Tubalkain, dem Eisenarbeiter, „der im Eisenwerk hämmerte und schmiedete" (1 Mos. 4, 22), ist es zum stillen Bruderkrieg gekommen. Da laßt uns Frieden stiften!

Erfreulicherweise ist der fleißige und genügsame landwirtschaftliche Stand, der uns im Schweiße seines Angesichts das Brotgetreide baut, heute wieder hochgeschätzt und geachtet als Nährstand des gesamten Volkes, als Handlanger Gottes für das tägliche Brot der vierten Bitte. Wenn gleichzeitig auch die Selbstachtung des Bauernstandes in die Höhe geht, wenn die Flucht vor den landwirtschaftlichen Arbeiten, das blinde Abwandern in die Städte in diesem Umfang ein Ende hat, dann ist etwas Gutes aus der Blutsaat des Krieges aufgewachsen. Auf der andern Seite müssen aber auch die bäuer-

lichen Volkskreise einsehen, daß sie als Pflanzer und Vorarbeiter des täglichen Brotes zwar ein Vorrecht auf den Ertrag ihrer Felder haben, daß aber in der Nutznießung der Feldfrucht ein ehrlicher Ausgleich geschaffen werden muß mit andern Berufskreisen, die auch um ihr tägliches Brot bitten und in anderer Form auch von ihrer Arbeit dem Landvolk zugute kommen lassen. Es widerstrebt dem menschlichen und christlichen Empfinden, zu sehen, wie der eine hungert, der andere in Fülle genießt (1 Kor. 11, 21), der eine Stand mehr als Friedensbrot, der andere weniger als Kriegsbrot hat. Gewiß haben die Landwirte ein wirkliches Eigentumsrecht auf die Früchte ihres Ackerbaues und ihrer Tierzucht, auf Korn und Kartoffeln, auf Eier und Butter, sie dürfen aber nicht nach Belieben damit schalten und walten, sie dürfen sie nicht verstohlenerweise zurückhalten oder nur gegen ein wucherisches Sündengeld abgeben, wenn so wie heute der Ausgang des Krieges und das Leben eines ganzen Volkes zum großen Teil von der Brotfrage abhängt.

Um nun für einen nach jeder Seite gerechten Ausgleich die Grundlage zu schaffen, wurden, wie ihr wißt, in jüngster Zeit in allen Landgemeinden Sammelstellen errichtet, wo die Lebensmittel, vor allem Kartoffeln und Eier und Milch und Butter und Fett, von Vertrauenspersonen angekauft und ohne Preissteigerung und ohne daß unberufene Hände dazwischen greifen, an die Volkskreise in den Städten, in erster Linie an unsere Arbeiter, abgeliefert werden. Nun bittet und beschwört euch euer Bischof im Namen der vierten Vaterunserbitte, diese Sammelstellen der Vaterländischen Volkshilfe in jeder Weise vertrauensvoll zu unterstützen, alle entbehrlichen Nahrungsmittel freiwillig dorthin zu verkaufen und euren Nachbarn mit einem guten Worte zuzureden: Geh hin und tue desgleichen!

Ihr selber sollt in euren eignen berechtigten Anteilen nicht gekürzt werden, ihr selber sollt keinen Hunger leiden; aber ihr müßt auch verstehen, wie hart es ist, wenn das Hungergespenst vor andern Haustüren steht. Ihr müßt euch in die Lage einer Arbeiterfamilie hineindenken, wo kein Pfund Kartoffeln, kein halbes Liter Milch im Hause ist, und die Mutter am Morgen noch nicht weiß, was sie heute ihren Kindern zu essen geben kann. Ihr selber, meine lieben Landleute, braucht eine kräftige Kost für eure schwere Feldarbeit; aber ihr müßt gerade deshalb verstehen, daß auch unsere Schwerarbeiter in den Gruben und in den Werkstätten des Krieges nicht mit einem Hungerbissen abgespeist werden können.

Ihr sollt die Lebensmittel nicht geschenkweise an die Sammelstellen abliefern. Ihr habt ein Recht auf gute Bezahlung und höhere Preise als im Frieden, weil ihr selber diese Lebensmittel unter weit schwierigern Arbeitsverhältnissen als im Frieden, ohne die nötigen Arbeitskräfte und Gespanne, gebaut und gezüchtet habt, und weil ihr für eure eignen Einkäufe heute ungleich höhere Preise als im Frieden entrichten müßt. Aber anderseits werdet ihr euer Gewissen nicht mit sündhaft hohen Preisen der wilden Zwischenhändler belasten und einsehen, daß die staatliche Obrigkeit Höchstpreise ansetzen muß, weil sonst die Armen des Volkes, die auch ein Recht auf das Licht vom Himmel und auf das Brot von der Erde haben, im voraus zum Hungertode verurteilt wären.

Der Bauernstand ist heute mehr denn je mit den andern Berufen auf

Glück und Unglück, auf Leben und Tod verbrüdert. Kräftiger als je müssen heute Handwerker und Geschäftsmann, Bauer und Industriearbeiter die Hände ineinanderschlagen und einander sagen: Bruder, dein Leben ist mein Leben, deine Zukunft ist meine Zukunft, dein Untergang wäre auch mein Untergang. Wir fahren alle zusammen auf dem gleichen Kriegsschiff und wollen alle zusammen miteinander glücklich landen und nicht miteinander stranden. Da darf Kain, der Ackerbauer, nicht trotzig und protzig während des Krieges sprechen: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?" (1 Mos. 4, 9); es könnte sonst Tubalkain, der Eisenarbeiter, nach dem Kriege Rache nehmen und sprechen: Bin ich denn der Zollwächter der Bauern? Wenn ihr heute, da man euch um Brot und Eier bittet, die Türe zuschlagt, dann wird man auch euch nach dem Kriege Steine und Skorpionen reichen. So laßt euch doch belehren und fügt euch in der Ernährungsfrage den staatlichen Anordnungen, die wahrhaftig nicht grausam gehandhabt werden, und helft aus freien Stücken mit zur Fettversorgung der Sammelstellen und Kommunalverbände, der Kriegsküchen und Massenspeisungen, die jetzt in immer größerer Zahl erstehen. Glaubt doch nicht dem tollen Gerede jener Leute, die noch nicht genug Krieg haben und auch noch zu einem Inlandkrieg zwischen dem dritten und vierten Stande hetzen und Mißtrauen säen zwischen Stadt und Land! Helft uns zum Triumph der vierten Vaterunserbitte!

Ich wende mich an euer vaterländisches Gewissen. Seht, der Boden, auf dem ihr euer Brotkorn und andere Feldfrucht baut, ist durch die Wehrkraft anderer Stämme und anderer Stände vor dem feindlichen Einfall bewahrt geblieben. Von unserer Pfalz könnte heute ebensoweit wie jenseits der Reichsgrenze das Wort gelten: „Der Boden, auf dem sonst das Brot aufkeimte, ist vom Feuer unterwühlt" (Job 28, 5). Seht, der Heeresbedarf, der von den Arbeitern in den Waffenschmieden des Krieges in rastloser Tag- und Nachtschicht hergestellt wird, wird auch zum weitern Schutze eurer Scheunen und Höfe und Fluren hergestellt. Denn leider Gottes ist uns das Eisen heute ebenso notwendig wie das tägliche Brot. Da muß euch euer vaterländisches Gewissen gebieten, in der Versorgung dieser Arbeiter mit genügender Nahrung mitzuhelfen und so als Nährstand dem Wehrstand des Vaterlandes Vorspanndienste zu leisten.

Ich wende mich an euer christliches Gewissen. Gottes Wort hat ein „Gericht ohne Erbarmen" denen angedroht, „die kein Erbarmen üben" (Jak. 2, 13). Gottes Wort fordert, den hungernden Feind zu speisen (Spr. 25, 21), und euch sollte es zuviel sein, dem hungernden Freund und Volksgenossen den Kampf um das tägliche Brot ein wenig zu erleichtern? Gottes Wort fordert, „für die Brüder das Leben hinzugeben" (1 Joh. 3, 16), und euch sollte es zuviel sein, die entbehrlichen Lebensmittel hinzugeben? Ihr habt im Laufe des Krieges und in den letzten Monaten wieder für unsere Feldseelsorge, für unsere Kriegsgefangenen, für unser benachbartes Elsaß und andere Teilgebiete der Kriegsfürsorge so freigebig hohe Summen gespendet, daß ich das Vertrauen habe: Euer christliches Gewissen wird auch in der Ernährungsfrage nicht versagen. Der hl. Paulus hat den Segen der helfenden Liebe gerade mit dem Gleichnis aus der Landwirtschaft klargemacht: „Wer spärlich sät, wird auch spärlich ernten; wer in Fülle sät, wird auch in Fülle ernten" (2. Kor. 8, 6).

11. In der Schicksalsstunde unseres Volkes

Inhalt: Wir ringen in Kampf, Arbeit und Ertragen um unser Dasein. 1. Es muß sein! 2. Wir können es leisten! 3. Wir wollen darum die nötigen Opfer bringen bis zum guten Ende!

Alle hundert Jahre wieder einmal hat das deutsche Volk seine Schicksalsstunde gefunden, da es mit der Waffe in der Hand um sein Dasein kämpfen mußte. Mit Heldenmut hat es sich durchgekämpft im furchtbaren dreißigjährigen Kriege, im Siebenjährigen Kriege, vor hundert Jahren in den Befreiungskriegen. Im deutschen Volke ist eben die Ehrfurcht vor dem Heldentum nie erstorben, und es hat, wenn es sein mußte, Übermenschliches in seiner Selbstbehauptung geleistet. Denn nur der kann als Held bestehen, der Übermenschliches in Taten und Leiden leistet. Heute an der Schwelle des 20. Jahrhunderts hat uns das Schicksal ausersehen, wieder einmal die Probe vor der Weltgeschichte darauf zu bestehen, ob noch Heldenkraft im deutschen Volke wohnt, ob es wert ist, im Rate der Völker als Großmacht und Weltmacht zu gelten, ob seine Erhaltung und sein weiterer Aufstieg im Interesse der Menschheit liegt oder ob es der ausgebeutete Sklave seiner Feinde werden will. So fechten wir ein Gottesurteil aus, schon im dritten Kriegsjahre. Wir haben es nicht freventlich herausgefordert. Wir waren ein friedliebendes Volk. Aber die Feinde brachen den Frieden, den unser Kaiser in der letzten Juliwoche 1914 mit Aufbietung aller Kräfte und bis zum äußersten gehend noch zu retten suchte. Und nach zweieinhalb für uns siegreichen Kriegsjahren war es wieder unser Kaiser, der, eines Sinnes mit dem deutschen Volke, den Frieden anbot. Höhnisch lehnten die Feinde ab, ja sie ließen die Maske fallen und enthüllten ihre schamlosen Raubpläne, die auf die Zerstückelung und die Vernichtung der Größe Deutschlands und seiner Verbündeten gehen. Was wir in friedlicher, fleißiger und tüchtiger Arbeit in den letzten Jahrzehnten leisteten und erreichten, soll ihnen als Beute zufallen.

So weiß nun das ganze deutsche Volk aus der offenen Sprache seiner Feinde, daß es um seinen Bestand oder Untergang den Verteidigungskrieg führt, den es gegenüber der Überzahl der Feinde nur durch Aufbieten von Heldenkraft siegreich ausfechten kann. Keiner unserer Feinde, auch keiner der Neutralen hat bei Kriegsausbruch geglaubt, daß wir so Übermenschliches an Heldentaten draußen im Felde und daheim im Ertragen von Entbehrungen und im Aufrechterhalten unseres Wirtschaftslebens leisten würden. Die Feinde wollten uns erdrücken, und wir haben sie weit in Feindesland zurückgedrängt; eine Fläche so groß wie das Deutsche Reich haben wir im Osten und Westen besetzt, auf dem Meere Englands stolze Flotte heimgeschickt.

All das haben wir in fast drei Kriegsjahren zum Staunen der Mitwelt, zum unsterblichen Ruhm bei der Nachwelt geleistet, weil wir den starken Willen bewiesen, alles zu leisten, was wir konnten. Aber das genügte noch nicht, um den Eroberungswillen unserer Feinde zu brechen. So müssen wir, was wir erfolgverheißend bis heute errungen haben, mit gleichem Heldenmute, draußen und daheim, zum siegreichen Ende führen. Es muß sein! Wir können es! Und wir wollen es!

1. Es muß sein!

Mit dem Schicksale läßt sich nicht hadern, man muß es überwinden. Nun, da es uns herausgefordert hat, hilft kein Flennen und Jammern; wir müssen uns wehren und siegreich wehren. Wir können vor der Raublust unserer Feinde auch nicht feige ausweichen und dabei hoffen, sie würden uns schonen, wenn sie uns draußen besiegt oder daheim unsere moralische Widerstandskraft gelähmt und uns verleitet hätten, selbst uns preiszugeben. Wer etwa meinen würde, unter englischer, französischer oder russischer Herrschaft lasse sich auch gut leben, der frage doch nur die Geschichte, wie unsere Feinde eroberte Länder und Völker mißhandelt haben. Warum bäumen sich noch heute, nach jahrhundertelanger englischer Herrschaft, die Irländer immer wieder auf gegen die Schreckensherrschaft Englands? Irland ist darunter verarmt und entrechtet. Ebenso Ägypten und Indien. Was haben Polen und Finnland unter russischer Knechtschaft erlitten! Wie hat vor hundert Jahren die Franzosenherrschaft auf dem deutschen Volke gelastet, bis dies niedergetretene, ausgeplünderte Volk in dem Befreiungskriege sich aufraffte. Wir sollen doch nicht vergessen, daß Englands Neid über den erfolgreichen Wettbewerb unserer Industrie und unseres Handels es zum Kriege bewogen hat, daß England weder in Irland noch in Ägypten und Indien eignen Handel und eigne Industrie aufkommen läßt, um seiner Industrie und seinem Handel das Monopol und den reichen Verdienst zu sichern. Dies würdigend, erklärt immer wieder die deutsche Sozialdemokratie, Millionen Arbeiter würden auswandern müssen, und die Daheimgebliebenen würden in bitteres Elend zurückfallen, wenn unsere Feinde siegten.

Wie würden diejenigen, denen jetzt schon die Entbehrungen der Kriegszeit daheim zu schwer fallen, welche doch mit dem siegreichen Frieden ein Ende nehmen, das dauernde Elend einer Fremdherrschaft ertragen können! Wie würden unsere Kinder und Kindeskinder über uns urteilen müssen, wenn wir unserer Väter Erbe und den durch eignen Fleiß vermehrten Wohlstand, zumal nach drei Jahren siegreicher Kriegführung, durch Mutlosigkeit und Feigheit hätten verloren gehen lassen, weil wir in einer Zeit, die Heldenmut verlangt, aber auch dem Heldenmut den Sieg verheißt, uns als unwürdig und klein erwiesen hätten! Also: es muß sein! Die Feinde lassen uns nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang im Elend!

2. Wir können es leisten,

was noch bis zum siegreichen Ende zu leisten ist. Daß wir militärisch durchhalten, ist die Überzeugung unseres Heeres vom Kaiser und von Hindenburg an bis zum letzten Krieger. Mögen die Feinde in West und Ost noch so rasend angreifen, unsere Tapfern haben nur die Antwort: „Und sie kommen nicht durch!" Finanziell halten wir den Krieg aus; jede der sechs Kriegsanleihen hat es bewiesen, und sie waren Volksanleihen. Unsere Kriegsindustrie hält durch mit Rohstoffen und Arbeitskräften. Einmütig hat der Reichstag das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst beschlossen und das ganze Volk hat sein Ja dazu gesagt.

Bleibt nur die eine Frage übrig, die manchen Kleinmütigen drückt: Werden

wir mit Lebensmitteln auskommen auch in den letzten noch ausstehenden Kriegsmonaten? Reichen sie zur Not aus? Unsere Lebensmittelversorgung wird seit Errichtung des Kriegsernährungsamtes nicht in einer Dunkelkammer geleitet; denn auch Vertreter der Konsumenten, auch Vertreter der organisierten Arbeiter sitzen in dessen Leitung. Dem Reichstagsausschusse werden alle einschlägigen Verhältnisse offengelegt. Alle diese unsere Vertreter sagen aus: Zur Not kommen wir aus. Keiner wird zu verhungern brauchen, alle aber, nicht bloß in der Stadt, sondern auch die auf dem Lande, müssen sich einschränken. So hat man uns im ersten und zweiten Kriegsjahre, wo wir ähnliche Sorgen hatten, geantwortet, und die Erfahrung hat dem recht gegeben. Die letzte Ernte war durchweg nicht schlechter wie die frühern. Damals hat es ausgereicht, warum denn nicht in diesem Jahre?

Aber, so fragt man, warum ist denn die Versorgung nicht reichlicher geworden, sondern eher geringer? Nun, die letzte Kartoffelernte 1916 war schlechter, und das bringt so manche Schwierigkeit. Sie war auf der ganzen Erde schlechter, nicht bloß bei uns. Unser Heer muß zuerst versorgt werden, und zwar reichlicher wie wir daheim. Die alten Bestände aus der Friedenszeit sind inzwischen aufgezehrt. Englands Druck auf die neutralen Länder hindert die Einfuhr von dort. Vor allem ist der Transport von Ort zu Ort im Lande behindert, da die Eisenbahnen immer mehr Wagen und Lokomotiven für die Front in Rumänien, in Rußland und Frankreich abgeben mußten. Auch hier muß der Bedarf des Heeres vorgehen. Gewiß sind der Landwirtschaft Arbeitskräfte und Arbeitstiere durch das Militär immer mehr entzogen, aber das Vaterländische Hilfsdienstgesetz hat ja eben den Zweck, der Kriegsindustrie und der Landwirtschaft neue Kräfte zuzuführen. Im dritten Kriegsjahre haben nicht bloß die Regierungen, sondern auch die deutschen bäuerlichen Organisationen, der Bund der Landwirte im Osten, die Bauernvereine im Süden und Westen, der landwirtschaftlichen Bevölkerung in ernsten Mahnungen zum Bewußtsein gebracht, daß sie nicht bloß produzieren muß, was sie nur eben aus dem Boden herausholen kann, sondern daß sie auch alles im eignen Haushalt Entbehrliche an die städtische Bevölkerung verkaufen muß. Jene Organisationen reden im dritten Kriegsjahre eine viel ernstere Sprache zu den Bauern wie früher. Überall auf dem Lande arbeiten gemäß dem Aufrufe weltlicher und kirchlicher Behörden Geistliche, Lehrer, Vertrauensmänner der Landwirtschaft zusammen in der Leitung von Lebensmittelsammelstellen. So wird also mehr vom Lande herauskommen. Und die Beschlagnahme, die Rationierung der Lebensmittel durch das Kartensystem machen es in den Städten immer mehr unmöglich, daß Wohlhabende zum Schaden der Gemeinschaft hamstern. Wenn aber reich und arm in gleicher Weise sich einschränken, dann fällt auch der Hauptgrund des Unmutes der benachteiligten Minderbemittelten weg. Also: die Volksernährung ist schwierig geworden und fordert Opfer der Entbehrung und täglichen Einschränkungen, aber sie ist möglich wie im zweiten Kriegsjahre, wenn wir ruhig Blut bewahren und die nötigen Beschwernisse und Opfer in derselben heldenmütigen Gesinnung auf uns nehmen wie unsere Brüder und Söhne draußen, die bei den feindlichen Angriffen Übermenschliches ertragen und leisten.

3. Wir wollen darum auch die nötigen Opfer bringen!

Ja, wenn unsere Tapfern draußen, die ganz andere Opfer bringen, die bei dem raschen siegreichen Vordringen im Osten, in den wochenlangen Trommelfeuern im Westen oft tagelang auf das Zubringen von Lebensmitteln warten mußten, wenn sie nicht gewußt hätten, was für das Vaterland auf dem Spiele steht, und darum nicht mit unbezwinglicher Willenskraft die größten Entbehrungen und Opfer gebracht hätten, dann hätten wir längst den Feind und seine Verwüstungen im Lande. Und welche Entbehrungen wir dann nach einem feindlichen Einfalle zu tragen hätten, und zwar um einer verlorenen Sache willen, das müssen wir uns mal ausmalen. Was haben die Ostpreußen leiden müssen und leiden sie noch heute! Zeigen darum auch wir daheim, was starker Wille leisten kann, wenn er stahlhart wird. Wir stehen nun einmal — das dunkle, unerforschliche Schicksal hat es so gewollt — vor der Entscheidung: ob wir uns als Helden oder als Feiglinge vor der Mitwelt und Nachwelt erweisen wollen. Denken wir doch an das Hohngelächter unserer Feinde, wenn sie, die uns militärisch, finanziell und wirtschaftlich nicht niederzwingen konnten, uns am Ende besiegen würden, weil wir, feige und schlapp geworden, die Hände hochgehoben und uns selbst ergeben hätten. Vor allem aber, wie würden wir vor unserm eignen sittlichen Pflichtbewußtsein bestehen können? Denn das ist es ja, was den Menschen vom Tiere unterscheidet, daß er nicht aus Furcht vor Strafe oder Schaden, sondern aus freier Selbstbestimmung tut, was er als seine Pflicht vor seinem Gewissen ansieht. Schon unsern Kindern prägen wir ein: Ob es angenehm oder unangenehm, schwer oder leicht ist, ein jeder hat seine Pflicht zu tun. Die Pflichterfüllung ist des Soldaten Gebot, Stolz und Ehre. Nicht minder des Beamten. Vater und Mutter tragen die Sorgen und Mühen der Kindererziehung, weil sie darin ihre Pflicht sehen. Aus Pflichterfüllung begeben sich Ärzte und Krankenpflegerinnen in der Berufserfüllung in Lebensgefahr. Können wir im dritten Kriegsjahre noch im Zweifel darüber sein, was unsere heilige Pflicht ist? Gegen das Erbe unserer Väter, gegen die Zukunft, der wir unsere Kinder überantworten? Wieviel Schweiß und Blut hat in all den Jahrhunderten den deutschen Boden getränkt, bis wir zu der heutigen Höhe aufgestiegen sind! Und nun hat in den drei Kriegsjahren eine Million unserer Brüder ihr Leben für den Sieg ihres und unseres Vaterlandes hingegeben, hat eine weitere halbe Million Gesundheit und Glieder für immer eingebüßt, haben Millionen unserer Krieger Haus und Hof und Gewerbe verlassen und tausendfältigen Schaden daran erlitten. Millionen Väter und Mütter, Gattinnen und Kinder trauern um ihre Toten und ein verlorenes Lebensglück, die sie jedoch starken Mutes dem Vaterlande zum Opfer brachten. Und all das sollten wir pflichtvergessen vergeblich geopfert sein lassen, weil wir daheim nicht stark genug wären, auch selbst die Opfer wirtschaftlicher Entbehrungen tragen zu wollen; wo wir können, und es nur auf unser Wollen ankommt?

Als wir in der Kinderstube in den Märchen- und Heldenbüchern lasen, da bedauerten wir, weil noch so jung, nichts Gleiches leisten zu können. Als wir in der Schulstube von den Großtaten unserer Vorfahren hörten, die in schweren Zeiten Übermenschliches taten und litten, da reckten wir unsern Arm und gelobten, wenn die Stunde es von uns fordern würde, uns ihrer wert

erzeigen zu wollen. Wenn wir vor den Schaubühnen saßen und ein vaterländisches Schauspiel, ein großes Drama der Menschheitsgeschichte sich abwickeln sahen, wie waren wir stolz darauf, daß Menschen im Kampfe mit dem Schicksale solche Dinge erringen können. Nun geht das größte Drama der Weltgeschichte, dieser Weltkrieg, über die Bühne Europas. Mit seinen tapfern Verbündeten steht das deutsche 70-Millionenvolk, stehen seine Krieger an der Front, seine Greise, Frauen und Kinder daheim seit drei Jahren auf dieser Weltbühne in einem Schlachtenringen, in wirtschaftlichen Leistungen und Entbehrungen, wie solche die Menschheitsgeschichte noch nicht gesehen hat. Vor dieser Bühne, vor unsern Augen aber sitzen da die Völker der Erde und warten mit angehaltenem Atem, ob wir die Heldenprobe bestehen und in übermenschlichem Ringen wert und würdig befunden werden, mit an der Spitze der Völker zu gehen. Und im Geiste sehen wir durch die kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte in aufsteigenden Reihen vor dieser Bühne unsere Kinder und Kindeskinder zu Gericht über uns sitzen, ob wir die Aufgabe dieser weltgeschichtlichen Stunde würdig gelöst haben. Ja, wir alle stehen tagtäglich auf dieser Bühne, ein jeder von uns an seinem Platze ist ein Mitspieler in diesem Heldenschauspiele. Drei Jahre lang schon haben wir uns als Heldenvolk, würdig der größten Zeiten unserer Geschichte, bewährt. Nun, so wollen wir auch bis zum guten Ende ausharren, durch Sieg den Frieden erringen, uns und der Welt. Keiner lasse sein Herz von Zweifeln beschleichen. Rufen wir uns immer wieder zu: Es muß sein! Wir können es leisten! Wir wollen es leisten! Wir harren aus in Kampf und Arbeit und Ertragen bis zum siegreichen Ende!

12. Nach der Erklärung des uneingeschränkten Tauchbootkrieges

Inhalt: 1. Die militärische und politische Entwicklung führte zum uneingeschränkten Tauchbootkrieg. 2. Was wir von ihm erhoffen dürfen. 3. Was unsere Tauchbootkämpfer von uns erwarten dürfen.

So viel Staub der uneingeschränkte Tauchbootkrieg vor dem 1. Februar 1917 in der Welt und auch in Deutschland aufgewirbelt hatte, nach der Entscheidung zeigte sich im ganzen deutschen Volke einmütige Entschlossenheit und markante Entschiedenheit in seiner geradlinien und rücksichtslosen Durchführung. Ein Zurück gibt es nicht mehr, so vernimmt man von seiten der Reichsregierung, der Militärbehörden, der alten Freunde und erfreulicherweise auch der alten Gegner des rücksichtslosen U-Bootkrieges. Dies ist die Lage von heute. Um dieselbe in ihrer ganzen Bedeutung und Tragweite verständlich zu machen, erscheint es nicht zweckmäßig, das zu wiederholen, was Tag für Tag und Woche für Woche in der deutschen Presse durch das Reichsmarineamt und das Wolffsche Telegraphen-Bureau berichtet wird, zumal alle Kreise unseres Volkes mit lebhaftem Interesse diese Bekanntmachungen verfolgen. Ungleich interessanter ist zunächst die Frage nach den militärischen und politischen Verflechtungen und Entwicklungen, die zum uneingeschränkten Tauchbootkrieg hinführten und sodann die internationale Lage und deren Forderungen, die der uneingeschränkte Tauchbootkrieg im Gefolge hatte.

1. Die militärische und politische Entwicklung führte zur Erklärung des uneingeschränkten Tauchbootkrieges

1. Die militärische Entwicklung. Anfang März 1917 berichtete das offiziöse französische Depeschenbureau Havas, daß entscheidende Kampfhandlungen an der Westfront bevorständen. Dieselbe Kunde vernahm Frankreich und die gesamte kriegführende Welt im Frühjahr 1915 und auch im Frühjahr 1916. Seit drei Jahren sollen großangelegte Frühjahrsoffensiven den Weltkrieg zugunsten unserer Feinde entscheiden. Doch bisher taten sie es nicht. „Die Botschaft hör ich schon, allein mir fehlt der Glaube," dachten darum heuer gar viele bei Feind und Freund. Indessen ist die militärische Lage infolge der kriegerischen Operationen der verflossenen 2½ Jahre heute doch wesentlich eine andere wie in den vergangenen Jahren. Im letzten Jahr 1916 ging das Zünglein an der Kriegswage auf und ab, bald zu unsern Ungunsten, bald zu unsern Gunsten. Günstig erschien der Beginn des Angriffs bei Verdun und überaus glücklich die Offensive unserer Verbündeten gegen Italien in den ersten Wochen. Weniger vorteilhaft war der weitere Verlauf dieser Angriffe, und verhängnisvoll drohte die Offensive des russischen Generals Brussilow gegen Galizien und die Bukowina zu werden. Dies um so mehr, als infolgedessen Rumänien an der Seite unserer Feinde in den Krieg eintrat. Was aber von Rumänien erwartet und vielfach auch befürchtet wurde, trat nicht in die Erscheinung. Lebhaft stehen noch vor unsern Augen die herrlichen Erfolge Mackensens und Falkenhayns, und ehe noch die Katastrophe über die Walachei hereingebrochen war, wußten die eingeweihten Militärs aus dem Munde unseres Generalfeldmarschalls v. Hindenburg: „Der ganze Laden da unten bis an den Sereth bricht in den nächsten Tagen zusammen." Dies geschah.

Alle Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende, die sich an das siegreiche Niederwerfen Rumäniens knüpften, gingen indessen nicht in Erfüllung. Schon sahen sich unsere Feinde nach neuen Kampfgenossen um. Ihre Munitionsfabrikation stieg, weitere Aufträge gingen an ihre stillen Teilhaber, und neue große Mannschaftsbestände wurden eingezogen und ausgebildet.

Auch wir Deutsche und unsere Verbündete sind nicht müßig gewesen. Das Vaterländische Hilfsdienstgesetz machte die noch freien Kräfte der Heimatarmee mobil für die Lebensmittel-Erzeugung und -Versorgung ebenso wie für die Kriegsindustrie, und Riesenaufträge gingen infolge des Hindenburgprogramms unsern Kriegsindustriellen zu. So sehen wir in ruhiger und gestählter Entschiedenheit der Entscheidung entgegen. Welcher Entscheidung? Feldmarschall v. Hindenburg hat sie uns angekündet in der Ansprache, die er am heiligen Abend an seine Feldgrauen im Hauptquartier gerichtet: „Nun geht nach Hause, Kinder, und denkt am heutigen Weihnachtsabend so ganz besonders an unsern Herrgott, an unsern Kaiser, an die Euren daheim und an das Vaterland, aber nicht mit Wehmut, sondern mit Zuversicht und Stolz, denn wir werden mit Gottes Hilfe im bald beginnenden neuen Jahre den endgültigen Sieg erringen. Wir schaffen's, Kinder! Gute Nacht, Kameraden."

2. Die politische Zuspitzung. Dank unserer militärischen Erfolge konnten unser Kaiser und die verbündeten Monarchen am 12. Dezember 1916

an unsere Feinde ein Friedensangebot richten. Die damalige politische Lage war so geartet, daß unsere Friedensunterhändler auf der vorgeschlagenen Friedenskonferenz im Osten mit entschiedenen Forderungen hätten auftreten können und im Westen schwierige Verhandlungen hätten führen müssen.

Im Osten lagen durch unsere militärischen Erfolge gebietspolitische, volkspolitische und staatspolitische Entscheidungen von größter Tragweite vor. Was die bulgarische Regierung in ihrer Denkschrift beim Kriegseintritt des bulgarischen Volkes an der Seite der Zentralmächte verlangte, nämlich den Landzusammenhang mit Mitteleuropa, ist durch die Niederwerfung Serbiens ermöglicht. Weit und breit ist heute der Weg aus Zentraleuropa durch Montenegro, Serbien und Rumänien nach Bulgarien und dem vordern Orient hin. Somit ist die gebietspolitische Lage im Südosten Europas, soweit dies militärisch möglich ist, entscheidend gelöst. Im Osten unseres Vaterlandes haben wir nicht minder bedeutsame gebietspolitische Erfolge. Wie eine gewaltige Landbucht streckte sich Polen in das deutsche und österreichische Staatsgebiet hinein, und in dieser Bucht war ein Festungssystem ausgebaut — Kowno, Grodno, Ossowicz, Nowo-Georgiewsk, Warschau, Iwangorod, Brest-Litowsk — das Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien und Galizien in gleicher Weise bedrohte. Heute ist diese Gefahr beseitigt, und tief in Kurland, Litauen und Rußland stehen die deutschen Truppen in fast gerader Linie von Riga über Dünaburg durch die Pripetsümpfe nach Ostgalizien hin.

Aber auch volkspolitisch sind die militärischen Erfolge im Osten hochbedeutsam. Die serbische und rumänische Irredenta liegt zerschlagen am Boden und dürfte schwerlich wieder auferstehen. Mehr noch! Das Rassenproblem des Weltkrieges, der Panslawismus, ist entzweigeschlagen. Ostslawen und Westslawen sind heute durch die Schützengräben des Ostens getrennt und werden durch die diplomatischen Aktionen der kommenden Friedensverhandlungen zweifelsohne geschieden bleiben. Mit zwei Riesenpolypenarmen drohte der Panslawismus vor dem Kriege die Doppelmonarchie von Norden und Süden zu umklammern. Im Norden waren die Ruthenen, Polen und Tschechen und im Süden Serben, Serbo-Kroaten und Slowenen, die gegen Österreich-Ungarn aufgehetzt und mobilisiert wurden. Dabei drohte der südliche Arm das befreundete Staatswesen vom Meer und vom Balkan abzuschneiden. Hindenburg und Mackensen haben dem Panslawismus beide Arme abgeschlagen, und Aufgabe der Diplomaten wird es nun sein, dafür zu sorgen, daß sie nicht wieder anwachsen können.

Die Kaisertat der Wiederbegründung des Königreichs Polen ist überdies von staatspolitischem Interesse. Wird durch die Errichtung des Königreichs Polen schon ein gewaltiges Gebiet von dem russischen Reichsgebiet losgetrennt, volkspolitisch ein 12-Millionen-Volk vom russischen Staatsvolk geschieden und dem mittelländischen Bunde zugeführt, so kommt das neue Königreich Polen den staatsbildenden Tendenzen des polnischen Volkes entgegen. Dies geschieht freilich nicht in der rohen Form, daß das Prinzip der nationalen Staatenbildung in Polen ähnlich verwirklicht wird wie im verflossenen Jahrhundert in Italien und Rumänien, sondern in der zeitgemäßern und höhern Art, die das polnische Staatswesen gleichzeitig einem höhern Staatensystem angliedert, durch nähere Anlehnung an Deutschland und den mittelländischen

Bund. Kulturpolitisch werden dadurch die Polen, und die Westslawen überhaupt, der westeuropäischen Kultur, in deren Schatten sie herangewachsen waren, zurückgegeben, damit sie sich in ihrem Lichte weiterentwickeln können, zu ihrem Nutzen und zum Segen der Menschheit.

In ähnlicher Weise wie die polnische Frage dürfte die litauische und kurländische ihre Lösung finden.

Hätten unsere Friedensdelegierten so im Osten mit wohlbegründeten Tatsachen und Forderungen auf die Friedensverhandlungen ziehen können, so wäre es im Westen fraglos sehr schwer gefallen, durch Verhandlungen die „realen Garantien" zu erlangen, die wir in militärischer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht für Dasein, Sicherheit und Entwicklungsmöglichkeit unseres Reiches brauchen. Weder zu Lande noch zu Wasser war dort im Dezember 1916 die endgültige Entscheidung gefallen. Deshalb wird sie gegenwärtig von Feind und Freund gesucht, weil sie eben gesucht und gefunden werden muß, wenn der Friede ins Land ziehen soll.

Daß dem so ist, wurde allen Deutschen klar durch die Antwortnote der Entente auf unser Friedensangebot und noch mehr durch die „berühmte" Note unserer Feinde an ihren stillen Teilhaber, den Präsidenten Wilson der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Rücksichtslos enthüllten sie hier ihre Raubpläne und Vernichtungsabsichten. Die Masken sind gefallen. Um Sein oder Nichtsein geht es für uns. Mehr als je steht auf dem Spiele. Wird der Krieg verloren, dann ist unsere politische Selbständigkeit dahin, unsere wirtschaftliche Kraft und Entwicklungsmöglichkeit unterbunden und deutsche Kultur und Wohlfahrt zerrüttet.

Bei dieser Sachlage mußten alle Rücksichten fallen, auch jene auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dies um so mehr, als von einer Neutralität dieser Staaten seit langem nicht mehr die Rede sein konnte. Wilsons Neutralität geriet ins Schwanken, als seine Protestpolitik sich einseitig gegen Deutschland wandte und alle Schikanen und Völkerrechtsverletzungen Britanniens in die Tasche steckte. Sie hörte auf, als er sich den Schwarzen Listen Englands fügte, unsere Feinde in einseitiger Weise mit Kriegsmitteln versorgte. ihren Staaten mehr als 10 Milliarden Mark in Anleihe zukommen ließ und duldete, daß mehr als 50 000 Amerikaner auf französischem Boden gegen uns zu Felde zogen. So lauten die Taten! Wohl hören wir schöne Worte von Menschlichkeit und Uneigennützigkeit, Humanität, Zivilisation und Verantwortlichkeit. Doch welche Komödie angesichts der Taten! In diesem Krieg wird auch Amerika geschlagen, moralisch auf alle Fälle, militärisch soweit und insofern es einzugreifen sich entschließt. Schon ist unsere Seekavallerie seit zwei Monden rücksichtslos eingesetzt. Unsere Frühjahrsoffensive hat begonnen am 1. Februar 1917. Im Rücken der feindlichen Westfront, die von der Schweizer Grenze sich durch Frankreich hin an den Kanal erstreckt, beunruhigt sie die feindlichen Truppen-, Munitions- und Lebensmitteltransporte und versenkte im Februar allein fast 800 000 Tonnen. Noch günstiger liegen die Erfolge des März, so daß wir getrost und siegeszuversichtlich den kommenden Wochen und Monden entgegensehen können, zumal Hindenburg zu Lande an der Spitze unserer Truppen steht.

2. Was wir vom U-Bootkrieg erhoffen dürfen

„Wir mit unserer mächtigen Flotte", sagte Eduard Grey am 3. August 1914, die unsern Handel schützt, unsere Niederlassungen und unsere Interessen, würden, wenn wir in den Krieg verwickelt werden sollten, „nur wenig mehr leiden, als wir leiden würden, wenn wir abseits ständen". Diese Annahme war eine überaus falsche Kalkulation, wie sich die Briten überhaupt in diesem Kriege sehr oft und sehr gründlich verrechnet haben. Rechenfehler folgte auf Rechenfehler. Verrechnet haben sie sich mit den silbernen Kugeln, die nach Lloyd George den Ausschlag in diesem Kriege zugunsten Englands geben sollten, verrechnet mit ihren 260 000 Söldnern, die ausschlaggebend in die Wagschale des Völkerringens geworfen werden sollten, verrechnet mit ihrer großen Flotte, die Englands und seiner Verbündeten Handel und Interessen schützen und stützen sollte, verrechnet ganz und gar in der Munitionsbeschaffung und Lebensmittelversorgung.

Unzweideutig hatte unser Reichskanzler bei Erklärung des uneingeschränkten Tauchbootkrieges ausgesprochen, daß durch denselben die Rohstofftransporte und die Lebensmittel führenden Schiffe getroffen werden sollten. Gerade England ist mit seiner Industrie in hervorragendem Maße von der Zufuhr ausländischer Rohstoffe abhängig, bezog es doch in den letzten Jahren vor dem Kriege aus dem Auslande seinen gesamten Baumwollbedarf, 45 Prozent seines Bedarfs an Eisenerzen und Roherzen, 95 Prozent des Kupferbedarfs, 75 Prozent seines Wollbedarfs usw. Sobald diese Zufuhren ganz- oder größtenteils unterbunden werden, wird die englische Volkswirtschaft aufs schwerste getroffen. Die Rohstoffe sind unsern Feinden unbedingt notwendig für die Schaffung der riesigen Munitionsbestände, die der Krieg von heute fortwährend verschlingt. Inwieweit die Munitionsversorgung der feindlichen Heere bisher schon getroffen wurde, läßt sich eingehend und erschöpfend noch nicht sagen, daß sie aber schwer getroffen wurde, steht nicht nur nach den Mitteilungen des Reichsmarineamts, sondern auch nach den Veröffentlichungen der feindlichen Presse außer Frage. Mit besonderer Genugtuung wird die Versenkung jedes Munitionsschiffes, möge es nun unter feindlicher oder neutraler Flagge fahren, von dem gesamten deutschen Volke begrüßt, handelt es sich doch dabei um Schutz des Lebens unserer Brüder und Söhne, die draußen auf dem Felde der Ehre stehen.

Nicht minder Beachtung verdient aber die Störung der feindlichen Lebensmittelversorgung durch den U-Bootkrieg. Eingehend hat dazu der Kieler Staatsrechtslehrer und Direktor des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft, Dr. Bernhard Harms, in einer Rede beim Antritt des Rektorats der Kgl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 5. März 1917 Stellung genommen. Harms wirft da drei Fragen auf, die unser lebhaftes Interesse beanspruchen. Zunächst fragt er, ob in der Welt überhaupt genug Weizen zur Verfügung steht, um England bis zum Herbste ausreichend zu versorgen. Um die Frage beantworten zu können, ist vorerst erforderlich zu wissen, wieviel Weizen England zu Friedenszeiten in der Woche verzehrte. Nun ist bekannt, daß der britische Wochenbedarf 1,4 Millionen Doppelzentner betrug; durch die jetzt in Aussicht genommene Streckungsmethode kann derselbe auf 1,2 Millionen Doppelzentner Weizenkörner gleich 1 Million Doppelzentner Weizenmehl herabgedrückt werden. Sonach braucht England vom 1. April

bis Anfang August 17 mal 1,2 Millionen Doppelzentner gleich 20,4 Doppelzentner Weizen. Außer England benötigen aber auch die übrigen feindlichen Staaten und die Neutralen gewaltige Weizenmengen. Zieht man hier nicht den normalen, sondern auch den durch den Krieg herabgesetzten Bedarf in Betracht, so benötigen unsere Feinde und die Neutralen insgesamt 8,8 Millionen Tonnen Weizenkörner bis zur neuen Ernte im August. Diesem Riesenbedarf steht aber infolge der schlechten Weltweizenernte nur ein Angebot von 6,7 Millionen Tonnen Weizen gegenüber. Somit stünden wir in den nächsten Monaten vor einer Welthungersnot, wenn nicht durch den günstigen Ausfall der Hafer- und Reisernte der fehlende Weizen gedeckt werden könnte. Aber auch so ist die Lebensmittelversorgung unserer Feinde nur möglich bei ungestörter und restloser Zufuhr aller noch vorhandenen Bestände aus den Erzeugungsgebieten.

Die Kernfrage ist nun die, ob der Weizen auch herbeigeschafft werden kann, oder ob der erforderliche Frachtraum hierfür zur Verfügung steht. Im Jahre 1913 betrug die Bruttotonnage der Weltdampferflotte rund 40 Millionen Tonnen, wovon auf England allein rund 20 Millionen Tonnen fielen. Nun fällt von vornherein die Tonnage Deutschlands und seiner Verbündeten (soweit dieselbe nicht von unsern Feinden requiriert wurde) mit rund 5½ Millionen Bruttotonnen aus. Nicht in Frage kommen ferner die Handelsschiffe, die für den Binnenverkehr bestimmt sind und nicht das Weltmeer befahren können. Auch diejenigen feindlichen Schiffe, die schon in Friedenszeiten den Handelsverkehr zwischen den Kolonien unserer Feinde aufrechterhielten, fallen zum größten Teil weg. Dazu kommen die von den feindlichen Kriegsmarinen requirierten Handels- und Transportdampfer, die für England allein wenigstens 40 Prozent, nach den neuesten Schätzungen aber mehr als 50 Prozent der Handelsflotte beanspruchen. Sonach kämen von der englischen Handelsflotte für die Lebensmittelversorgung Großbritanniens höchstens 7—8 Millionen Tonnen in Frage. Dabei ist zugunsten Englands angenommen, daß am 1. Januar 1917 die englische Handelsflotte trotz der durch unsere Tauchboote versenkten Schiffe durch Neubauten, Beschlagnahmungen und Requirierungen ungefähr auf demselben Stande wie im Herbste 1914 war.

Welche Rolle spielt nun der uneingeschränkte Tauchbootkrieg für die britische Lebensmittelzufuhr? Professor Harms nimmt an, daß England bei der Erklärung des unbeschränkten Tauchbootkrieges bis Ende April mit den nötigen Lebensmitteln versorgt war und sich bis dahin durch die angelangten Zufuhren für einen weitern Monat versorgen konnte. Diese Annahme stützt sich auf die Lebensmittelversorgung Englands in Friedenszeiten und während der beiden verflossenen Kriegsjahre. Sie gründet sich weiter auf die Lebensmittelzufuhren der letzten Monate und findet neuerdings ihre Stütze in den Reden Lloyd Georges und anderer englischer Minister im britischen Parlament. Von Mitte Mai bis Anfang August ist England mit seiner Volksversorgung auf die Zufuhr von außen angewiesen. Argentinien, Indien und Australien kommen dafür namentlich in Frage. Nun beginnt die Hauptverschiffung Argentiniens im März und April, die Indiens Mitte April und die Australiens begann in ihrer Hauptsaison Mitte Januar. In Anbetracht der Fahrzeit dieser Getreideschiffe dürften dieselben von Mitte

März bis Anfang August vor die Lancierrohre unserer Tauchboote im Sperrgebiete kommen. Nun ist heute schon eine ganze Reihe der ausfahrenden und heimkehrenden Schiffe von unsern Tauchbooten versenkt. Mit aller Kraft bemühen sich die Briten, den ausfallenden Frachtraum durch Neubauten zu ersetzen. Daß ihnen das im letzten Kriegsjahre nicht im entferntesten glückte, ist bekannt, ob es ihnen im laufenden Jahre glücken wird, ist mehr als fraglich und höchst unwahrscheinlich. Jedenfalls kommen die Neubauten des Sommers und Herbstes für den Lebensmitteltransport im Sommer nicht mehr in Frage, und jedenfalls kommt das bereits versenkte Getreide und die bereits versenkten Lebensmittel für die Versorgung Großbritanniens in diesem Jahre nicht mehr in Betracht. Mit großer Genugtuung kann heute auf Grund des amtlichen Berichts unserer Februarbeute festgestellt werden, daß im Februar 90 000 Tonnen Getreide und 14 000 Tonnen sonstige Lebensmittel versenkt wurden. Das sind 1 048 000 Doppelzentner Getreide und Lebensmittel im Monat Februar, und das in dem Monat, in welchem die Hauptgetreidezufuhr, die ja erst im März einsetzt, noch nicht erfolgte. Wiegt man diese Zahlen, so darf mit großer Genugtuung festgestellt werden, daß im Monat Februar soviel Lebensmittel versenkt wurden, als das englische Volk für eine Woche benötigt. Ferner ist heute schon bekannt, daß in den Monaten Februar und März rund eine Million Tonnen der britischen Handelsflotte versenkt wurden. Geht die Versenkung so weiter, so ist bis Mitte August die Hälfte der 7—8 Millionen Tonnen versenkt, über die England für seine Lebensmittelzufuhr verfügt.

Daraus ergibt sich, daß für England gegenwärtig alles von der Frage abhängt, ob es den Engländern gelingt, den Kampf gegen unsere U-Boote erfolgreich aufzunehmen. Gelingt es nicht, „so sind sie dem Schicksal, das ihnen bereitet werden soll, verfallen". Hat der U-Bootkrieg jene Erfolge, von welchen bei seiner Proklamierung ausgegganen wurde, „so gibt es kein Mittel, das Land vor dem Aushungern oder Nachgeben zu retten. Dies darf der Forscher mit Bestimmtheit behaupten" (Harms). Bei dieser Sachlage wird es wohl verständlich, weshalb die Vereinigten Staaten sich entschlossen, dem bedrohten England zu Hilfe zu eilen. Ob diese Hilfe aber bei der schlechten Weizenernte der Vereinigten Staaten Nordamerikas und Kanadas von Erfolg gekrönt sein wird, ist mehr als fraglich. Sollte es aber wider Erwarten dem zähen John Bull gelingen, bis zu seiner eignen Herbsternte durchzuhalten, was dann? „Innerhalb der Zeit, in welcher in Deutschland die Erträge der Herbsternte des Jahres 1917 aufgezehrt sind, ist bei unbeirrter und ungehinderter Fortführung eines erfolgreichen deutschen Tauchbootkrieges die Aushungerung Englands nach menschlichem Ermessen unter allen Umständen zu erwarten."

Bei Erörterung dieser Lebensmittelfrage und der Erfolge des Tauchbootkrieges überhaupt darf sich die Betrachtung indessen nicht auf England allein erstrecken. Eine ganze Reihe damit zusammenhängender Fragen taucht vielmehr auf, sobald man an Englands Verbündete und die gesamte Kriegführung unserer Feinde denkt. Wie wird es Frankreich gehen mit Kohlen und Lebensmitteln bei fortgesetzter erfolgreicher Durchführung unseres U-Bootkrieges? Was wird aus den Millionenarmeen des Westens,

wenn Nahrungsmittel und Kriegsmaterial knapper und knapper werden? Wie wird es Italien ergehen, das durch den uneingeschränkten Tauchbootkrieg von allen andern vielleicht am meisten schon heute leidet? Was wird aus der Saloniki-Armee werden usw. usw. Es geht nicht an, alle diese Fragen gesondert aufzuwerfen und zu behandeln. Eng verschlungen sind sie alle, und die Folgen eines fortgesetzten erfolgreichen Tauchbootkrieges gegen unsere Feinde sind heute noch unübersehbar. Sehr nahe liegt der Gedanke, daß England, das bisher seine Kriegsflotte in auffallender, aber wohlbegründeter Weise zurückhielt, gezwungen wird, seine große Flotte einzusetzen, um das Nasse Eck bei Helgoland von der deutschen Kriegsmarine, die Ausfahrt und Einfahrt unserer wackern Tauchboote schützt und stützt, zu säubern. Ob sie es versuchen werden — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe — bleibt abzuwarten; jedenfalls werden sie unsere Kriegsmarine gerüstet finden.

3. Was unsere U-Bootkämpfer von uns erwarten dürfen

Bei all den Kämpfen der ersten zwei Kriegsjahre blieb uns das drückende Gefühl, daß wir England nicht an der Kehle packen können. Durch unsern U-Bootkrieg ist das nun anders geworden und höchste Kraftentfaltung zu Land und zur See stellt uns entscheidende Erfolge in Aussicht. Was anders können da **wir** tun, als gleichfalls alle Kräfte einsetzen, um, soviel an uns liegt, zum deutschen Siege beizutragen. Ganz hervorragende Leistungen und Taten sind schon heute zu verzeichnen. Das Vaterländische Hilfsdienstgesetz machte sämtliche verfügbaren Kräfte der Heimatarmee mobil für die **Munitionsbeschaffung** und Lebensmittelversorgung. Das Hindenburg-Programm sorgt für die Landarmee. Hindenburg, Ludendorff und Gröner bürgen dafür, daß es in zweckentsprechender Weise zur Durchführung gelangt. Auch zur See gehen die Rüstungen zweifelsohne ihren Gang. Was immer auch unsere Feinde über Versenkungen von Tauchbooten berichten mögen, läßt uns kalt. Wir wissen aus zuständigem Munde, durch den Staatssekretär des Reichsmarineamtes v. Capelle, daß alle in den feindlichen und auch einem Teil der neutralen Blätter enthaltenen Angaben über die Vernichtung von zahlreichen U-Booten erfunden sind. „Die Verluste hielten sich im Gegenteil an der untern Grenze dessen, was die Marine von Anfang an in ihre Berechnungen eingestellt hatte. Der Frontzuwachs an U-Booten, so berichtet der Staatssekretär im Hauptausschuß des Reichstags weiter, übertrifft in den Monaten Februar und März die Verluste bei weitem, und zwar so, daß für die Gesamtzahl der Boote die Zahl der verlorengegangenen U-Boote überhaupt nicht in Betracht kommt." Somit sind für die Zukunft die besten Aussichten gegeben, und das um so mehr, als „nicht nur die Zahl der U-Boote in der Front in stetigem Wachsen begriffen sei, sondern auch die Boote selbst immer leistungsfähiger" werden.

In den **Lebensmittelfragen** stehen wir zweifelsohne vor schweren Monaten. Große Fehler sind unterlaufen, und schwer gefehlt wurde in Stadt und Land. Auf dem **Lande** haben fraglos nicht alle Landwirte ihre Pflichten erfüllt, oder doch nicht so, wie es die Stunde der Not erfordert hätte. Auch wurden Kartoffeln und Brotgetreide, wie der preußische Staatskommissar Dr. Michaelis feststellte, in größern Mengen verfüttert. Daß es nicht gut war, Riesenbestände an diesen Lebensmitteln den Winter hindurch bei den Landwirten

liegen zu lassen und damit viele Landwirte in Versuchung zu führen, Kartoffeln und Brotgetreide an den starken Viehstand zu verfüttern, ist heute wohl nicht mehr zweifelhaft. Jedenfalls war es verfehlt, den gesamten Viehstand, wie wir ihn heute haben, den Winter über durchzuhalten. Deshalb geht es auch nicht an, alle Schuld diesen Landwirten beizumessen. — In den Städten wurde namentlich unter den besitzenden Klassen mit Hilfe eines Schleichhandels vielfach gehamstert und wilde Preistreiberei begünstigt, beides zum Nachteile der minderbemittelten Bevölkerung. Auch gelogen und betrogen wurde im großen in unverantwortlichster Weise. Berechnet man nämlich nach der Zahl der ausgegebenen Brotkarten die deutsche Heimatbevölkerung, so hätte sich dieselbe im ersten Vierteljahr 1917 auf 80 Millionen Köpfe belaufen. Das sind aber rund 20 Millionen mehr, als die Heimatarmee tatsächlich zählt. Bei dieser Sachlage ist es unbillig und höchst unzweckmäßig, daß Verbraucher und Erzeuger einander beschuldigen, da sie damit nur die vorhandenen Gegensätze vertiefen und Unmut und Unwillen in Stadt und Land säen. Die Forderung des Tages heißt: „Kämpfen und siegen" (Reichskanzler v. Bethmann Hollweg am 27. Februar 1917). Diese Parole gilt auch für die Heimatarmee. Der Kampf verlangt Opfer, diese müssen gebracht werden in Stadt und Land. Auf dem Lande gilt es gegenwärtig die Bevölkerung aufzuklären, alle irgendwie entbehrlichen Lebensmittel zu sammeln, aufzukaufen und in die Konsumzentren zu liefern, nicht zuletzt auch die Produktion nach besten Kräften zu fördern, also die Bemühungen von Exzellenz Batocki und Michaelis mit Rat und Tat zu unterstützen (vgl. Soziale Auskunft Nr. 49: Volksaufklärung über die Fragen der Lebensmittelversorgung).

In den Städten ist das Durchhalten gegenwärtig keine leichte Sache, zumal vielerorts und manchmal das Durchhalten zum Durchhungern wird. Da braucht es starker Motive, um die schwer heimgesuchte Bevölkerung zum Aushalten zu bewegen. Diese aber sind gegeben. — Denken wir zunächst an unsere Krieger. Sie müssen an erster Stelle reichlich mit Lebensmitteln versorgt werden, denn sie brauchen Saft und Kraft, um namentlich in den vielen Nahkämpfen ihren Mann stellen zu können und zu siegen, darum sollen sie auch weiterhin an erster Stelle mit den erforderlichen Nahrungsmitteln versehen werden. Lieber wollen wir zu Hause uns einschränken und zeitweilig gar etwas hungern, als daß unsere kämpfenden Brüder und Söhne Not leiden und im Kampfe zusammenbrechen. — Denken wir an unsere Kriegskrüppel, die heute schon so zahlreich in unserer Mitte weilen; was soll aus ihnen werden, wer soll für sie sorgen jetzt und späterhin, wenn wir uns weigerten, die Opfer fernerhin zu bringen und so den Krieg verlieren würden? Das darf nicht sein! Wir schulden es den hunderttausenden Kriegsbeschädigten, daß wir weiter aushalten und den Sieg auch in der Heimatarmee erringen, damit wir nach gutem Kriegsende für sie sorgen können. — Denken wir an Deutschlands Vergangenheit! Was haben unsere Väter erdulden müssen im Dreißigjährigen Krieg und nach demselben, was unter dem korsischen Joch und in den Freiheitskriegen? Der schwedische Staatsrechtslehrer Gustaf Cassel sagt gegen Schluß seines interessanten Büchleins über „Deutschlands wirtschaftliche Widerstandskraft": „Wenn ein Deutscher daran denkt, was sein Volk während der unerhörten Verheerungen durchmachen mußte, die früher immer und immer

wieder über Deutschland hereingebrochen sind, dann wird er sich sagen müssen, daß jeder Vergleich mit der Gegenwart ausgeschlossen ist." — Denken wir an Deutschlands Zukunft! Wehe uns, wenn wir den Krieg verlieren! Was würde aus den deutschen Städten und Dörfern, aus unsern Höfen und Feldern, aus unsern Werk- und Arbeitsstätten, aus unserer Industrie und unserm Handel, aus deutschem Recht und deutscher Kultur? Wie müßten wir schaffen und schuften zur Deckung der riesigen Kriegskosten, zur Tilgung der Kriegsausgaben, auch derjenigen der Feinde! Sklavenlos wäre uns beschieden und unsern Kindern. Nein, dreimal nein, das darf nicht sein!

Erfüllen wir darum in entscheidenden Stunden unsere Pflicht, die wir dem Vaterlande gegenüber haben. Hell leuchte vor uns das Pflichtbewußtsein und die Pflichterfüllung unserer Feldgrauen. Unsere Helden in der Luft, unsere blauen Jungen zur See, unsere Krieger an allen Fronten und unsere Tauchbootleute in allen Meeren wetteifern in Pflichterfüllung. „Die Waffen der Freiheit und des Rechts erklingen, sie wollen uns den deutschen Frieden bringen." Wohlan, es gilt, die treue Liebe bis zum Grabe jetzt in Taten auszumünzen. Jede Frau an ihrem Platze, jeder Mann auf seinem Posten; alle für einen, einer für alle! So wollen wir nach innen geschlossen, nach außen entschlossen weiterkämpfen und siegen, bis sich das Dichterwort erfüllt: „Es senket alle Welt die Fahnen vor dir, du stolze Treue der Germanen."

13. Wir Deutsche und die Vereinigten Staaten von Nordamerika

Inhalt: I. Wie die Yankees sind. II. Was die Yankees wollen. 1. Jetzt Geld verdienen. 2. Sich neue Geldquellen eröffnen in Amerika. 3. Durch wirtschaftliche Expansion in der Welt. III. Was die Yankees können. 1. Sie können rüsten. 2. Sie können sich täuschen.

Es ist gut, sich die Zahl unserer Feinde von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis zurückzurufen, damit wir vor unsern eignen Erfolgen auch die gebührende Hochachtung erhalten. Mit der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten Nordamerikas, die uns der Osterhase von 1917 bescherte, ist das Dutzend voll geworden, Venizelos und seine Griechen als eigne Nummer mitgerechnet. Freilich sind nicht mehr alle munter und mobil; bald ein halbes Dutzend haben wir schachmatt gesetzt, andere sind schon halb marode und die Lage der übrigen ist nicht unbedenklich. Da erscheint „Jonathan" Wilson in elfter Stunde, um die schweren Gefahren, die der Entente drohen, abzuwenden und das untreu gewordene Kriegsglück ins Lager unserer Feinde zurückzupfeifen. Ob's gelingt? Wir glauben's nicht. Immerhin schauen wir uns den neuen Gegner an, und das nach deutscher Art und Weise gründlich. Daher die Fragen und Überlegungen: 1. Wie die Yankees sind. 2. Was die Yankees wollen. 3. Was die Yankees können.

I. Was die Yankees sind

Wir Deutsche kannten die Vereinigten Staaten und ihre Bewohner, die wir fernerhin kurzweg Amerikaner nennen wollen, vor dem Kriege — wie auch die meisten andern Länder — herzlich schlecht. Heute allerdings nimmt

uns der Krieg in eine weltbürgerliche Schulung, die an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, aber teuer, viel zu teuer ist. Von altersher suchten die Vereinigten Staaten Nordamerikas, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der Menschheit Europas, der Alten Welt, zu imponieren. Die höchsten Häuser, die längsten Brücken, die schnellsten Lokomotiven, die reichsten Leute gibt es dort drüben jenseits des Ozeans. Rekordprotzerei hat man derartige Bestrebungen genannt, doch einerlei, dies und noch manches andere hatten die Yankees uns und den andern Europäern voraus. Auch sonst ist drüben alles „schrecklich anders". Jonathan wächst anders heran, wird anders erzogen, er ißt und trinkt anders, wohnt anders, gibt sich anders — und denkt auch anders wie unsereiner.

Daß nicht alle Menschen so denken wir wir ehrlichen Deutschen, ist uns in diesem Kriege immer und immer wieder zum Bewußtsein gekommen. Die deutschfeindliche Gesinnung der Amerikaner und ihre oft geradezu entartete Denkweise setzte allen unsern Enttäuschungen und diesbezüglichen Erlebnissen die Krone auf. Wie erklärt sich nun diese Stimmung und Gesinnung? Etwa aus der englischen Stammesverwandtschaft, die Jonathan zur stolzen Britannia hin zog? Etwa aus der systematischen Hetze John Bulls & Cie. beim gleichzeitigen, fast völligen Versagen der deutschen Aufklärungsarbeit? Etwa aus der Unkenntnis der Amerikaner mit dem deutschen Leben und dem deutschen Geiste? Gewiß spielten alle diese Dinge mit, doch schürfen wir tiefer, dann sehen wir die ganz eigenartige geographische Lage der Vereinigten Staaten, die dem amerikanischen Volke eine Unangreifbarkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit bot wie keinem Lande Europas; dann gewahren wir einen riesenhaften, im Eilmarsch daherstürmenden wirtschaftlichen Aufschwung mit umfassender Kapitalbildung und einem Reichtum und Wohlstande, der je länger desto mehr die Alte Welt zu überflügeln drohte; dann bemerken wir eine teils geschichtlich, teils weltanschaulich begründete nationale Selbsteinschätzung und Überhebung, die wahrlich einen unbescholtenen Menschen in größtes Staunen versetzen muß. Geradezu lächerlich mag es ihm erscheinen, zu hören und zu sehen, wie auf den amerikanischen Schulatlassen den amerikanischen Jungen Völkerkunde auf höchst einfache Art gelehrt wird, indem z. B. über dem türkischen Staatsgebiet mit roten Buchstaben das vielsagende Wort „halbzivilisiert" steht, über Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und England „zivilisiert", über den Vereinigten Staaten aber „engligtened", d. h. „erleuchtet". Dies ist kein Scherz, denn in der Tat glauben die Yankees allein die höchste Stufe der Kultur, des Rechtes und der Sitte erklommen zu haben, eine Höhe, von der herab sie auf die übrige Menschheit sehen. Handelte es sich nun um ein Staatswesen und eine Gesellschaft von der Größe und Bedeutung Monakos, so könnte man diesen politischen und ethischen Größenwahn ruhig seiner verdienten Lächerlichkeit überlassen, so aber kann er uns keineswegs gleichgültig sein, und das erst recht nicht, weil die Yankees alle Ursache haben, vor ihrer eignen Türe zu kehren.

Das ganze öffentliche und politische Leben der Vereinigten Staaten durchzieht eine unheimliche Korruption. Anerkanntermaßen gibt es in der ganzen Welt kein Volk, das auf die Leitung seiner Geschicke so wenig Einfluß hat wie die Massen des amerikanischen Volkes „Jede einzelne Wahl, vom

Präsidenten abwärts, ist ein Massenbetrug, ist ein abgekartetes Spiel skrupelloser Berufspolitiker." Die Trustmagnaten und die Hochfinanzmänner diktieren die Wirtschaftspolitik, die Sozialreform bzw. Nichtsozialreform und die innere und äußere Politik in vollem Umfange. Dies ging vor einigen Jahren selbst dem gegenwärtigen Präsidenten Woodrow Wilson so sehr auf die Nerven, daß er erklärte: „Was wir beseitigen müssen, das ist die Beherrschung unserer Politik und des öffentlichen Lebens durch den Reichtum." Hier wäre in der Tat ein lohnendes Gebiet für die Tätigkeit eines verantwortlichen Präsidenten gewesen, doch Wilson hat es so wenig beackert wie seine Vorgänger Taft und Roosevelt. Gesetze freilich gegen die Ausschreitungen der Trusts erschienen in Massen, aber die allermeisten — ungefähr neun von zehn — erhielten in letzter Stunde einen sogenannten „Jocker", einen Paragraphen, der die ganze Wirksamkeit des Gesetzes verschob oder aufhob. Wie sehr dort drüben über dem großen Wasser der Geldsack im Regimente sitzt, zeigt aller Welt der Tiefstand der Sozialpolitik, der Sozialversicherung und der Arbeiterschutzgesetzgebung. Trotzdem dort die größte Weltindustrie ihre Heimstätte hat, ist das Recht der wirtschaftlich Schwachen dort am wenigsten entwickelt und ausgebildet. Andere sind eben die Interessen der Kapitalisten, die das Heft in Händen haben, und andere die der arbeitenden Klassen. Im Interesse der Kapitalisten und der Hochfinanz ist Wilson auch mit seinem Volke in diesen Weltkrieg eingetreten, und nur infolge der politischen Korruption, die bei allen Wahlen wahre Orgien feierte, ist der Widerspruch gegen die Kriegspolitik der Regierung in den entscheidenden Sitzungen des Senats und des Repräsentantenhauses so schwach gewesen.

Verantwortlichkeit und H u m a n i t ä t, die Wilson und seine Freunde seit Kriegsbeginn fortwährend im Munde führen, sind schöne Worte, doch Humanität und Munitionslieferung, wie reimt sich das zusammen? Anfang Juli 1915 sandten die in Deutschland weilenden Amerikanerinnen einen Aufruf an die Frauen der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Wackere Frauen erklärten da rund heraus: „Ehe wir die Nationen Europas vor den Richterstuhl der Humanität fordern, sollten wir uns klar sein, daß unsere eignen Hände rein sind, und unsere Gewissen unbelastet. Wir dürfen uns nicht mästen an dem Blute von ungezählten Tausenden . . . Solange Kugeln, die in Amerika gegossen werden, die Felder Europas blutig färben, so lange ist das Wort Humanität ein Spott auf unsern Lippen und Friedenssehnsucht eine tote Frucht in unsern Herzen."

Die N e u t r a l i t ä t, die von der Regierung der Vereinigten Staaten seit Kriegsbeginn mit einseitiger Folgerichtigkeit nach außen vertreten wurde, war tatsächlich parteiische Stellungnahme für England und die Alliierten. Wohin diese Politik führte und führen mußte, wußte alle Welt aus der Begründung, die Staatssekretär Bryan seinem Rücktrittsgesuch gegeben, als er erklärte, es für eine vaterländische Pflicht zu halten, von seinem Amte zu scheiden, weil sein Verbleiben unbillig wäre gegen die Sache, die seinem Herzen am nächsten liegt, „nämlich der Verhütung des Krieges". Staatliche Neutralität liegt vor, wenn ein neutraler Staat durch sein Verhalten in die Kriegführung der kämpfenden Parteien weder schädigend noch fördernd eingreift. Durch die Duldung der einseitigen Munitionsausfuhr nach den Ententeländern, sagt der

berühmte Völkerrechtslehrer Professor Lammasch, gingen aber die Vereinigten Staaten zu einer völkerrechtswidrigen positiven Förderung der einen Kriegspartei über. Diese Stellungnahme und Neutralität ist unvereinbar mit Humanität und Christentum. „Am Sonntag für den Frieden zu beten," sagte Senator Kenyon Ende Januar 1916 im Senat, „und die Woche dazu zu verwenden, Kriegswaffen herzustellen, ist nichts als geradezu herausgesagt Heuchelei." Wenn sich trotzdem von Zeit zu Zeit geradezu hysterische Moralitätsanfälle bei den Yankees wiederholten, so findet das seine hinreichende Begründung in dem schlechten Gewissen der leitenden Männer und verantwortlichen Personen. Alle die Menschenverluste bei der Lusitania, Arabic und den jetzt ins Sperrgebiet fahrenden Dampfern fallen Wilson und seiner Regierung zur Last. Dieselbe amerikanische Regierung, schreibt schon Mitte 1915 der in Cleveland erscheinende „Volksfreund", „die wiederholt Amerikaner davor warnte, sich in das Gebiet der Kriegszone in Mexiko zu begeben, widrigenfalls sie es auf eigne Rechnung tun," lehnte dieselbe Warnung auf Ansuchen Deutschlands ab, während sie sich gehorsamst in die Blockierung der deutschen Küste durch Großbritannien fügte. Die scharfen Eingriffe in den Postverkehr durch die britische Flotte haben die Amerikaner hingenommen, durch Schwarze Listen ließen sich deutschfreundliche Firmen schikanieren, und gegen alle Völkerrechtsverletzungen Englands und der Alliierten zur See und zu Lande (Griechenland!) hatten sie nichts oder nur Worte zu sagen.

Ruhig ließen sie die britischen Werber im eignen Lande gewähren, so daß schon vor dem 1. Februar 1917 nach englischer Meldung rund 64 000 Amerikaner auf den westlichen Kriegsschauplätzen gegen uns im Felde standen. Dabei haben die im englischen Heere kämpfenden „Kreuzzugslegionäre" dem König von Großbritannien und Irland folgenden Treueid geschworen: „Ich will Sr. Majestät König Georg V. treu und anhänglich dienen, wie es meine Pflicht erfordert; ich will achtsam und gehorsam sein gegenüber allen Befehlen Sr. Majestät und aller Generäle und Offiziere, meiner Vorgesetzten." Man greift sich in der Tat an den Kopf in dem Bewußtsein, daß dieser Diensteid mit dem Sinn und Wortlaut des amerikanischen Bürgereides unvereinbar ist. Wilson aber, der Hüter des Rechtes und Herold der Verantwortlichkeit, hat dagegen nichts einzuwenden, wohl aber sucht dieser Führer der Neutralen, als den er sich betrachtet, und dieser Wächter der Gesetze und Menschenrechte, im Februar 1917 die ganze neutrale Welt gegen uns aufzuhetzen und in den Krieg zu ziehen. Die neutralen europäischen Staaten, Schweden allen voran, haben ihm darauf eine Antwort gegeben, wie sie am Platze ist, „wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält" (Goethes Faust).

Heute sind die Masken vollends gefallen. In seiner Kriegsrede vom 3. April 1917 hat Wilson vom Kongreß den Kriegszustand mit dem deutschen Volke gefordert, hat der deutschen Regierung, die er in vielen seiner Noten noch vor wenigen Monaten mit den schönsten Komplimenten überhäufte, die schwersten Vorwürfe gemacht, und gegen das deutsche Kaiserhaus die gemeinsten Beleidigungen ausgesprochen. Und damit nicht genug: in demselben Atemzuge, in dem Wilson erklärt, „den Kampf mit den natürlichen Feinden der Freiheit aufzunehmen", versichert er, „wir sind, lassen Sie

es mich nochmals sagen, die aufrichtigsten Freunde des deutschen Volkes." Jetzt wissen wir es: Aus Freundschaft zu uns nahm Wilson während des ganzen Weltkrieges eine ententefreundliche Stellung ein, aus Freundschaft zu uns liefert er ihnen für Millionen und Milliarden Kriegsmaterial, damit sie unsere Väter und Brüder erschießen können; aus Freundschaft zu uns hetzt er die neutrale Welt gegen uns mit Noten auf, aus Freundschaft zu uns tritt er selbst mit seinem Volke gegen uns in diesen Weltkrieg ein, um uns zu zwingen „die Bedingungen zur Beendigung des Krieges anzunehmen", die Bedingungen, die seine Ententegenossen ihm Anfang Januar 1917 mitgeteilt, und die weiter nichts als Deutschlands und seiner Verbündeten Vernichtung besagen. Was sollen wir auf solchen Pharisäismus und solche Heuchelei erwidern? Wir schweigen und denken an die Abrechnung, die Jesus Christus mit den Pharisäern gehalten und die bei Matthäus im 23. Kapitel nachzulesen ist. Gerade diese Herrenworte über die Pharisäer, die Heuchler und übertünchten Gräber, diese Schlangen und dieses Natterngezücht, stärken unsern Glauben an unsere gute Sache und unser Gottvertrauen. „Mit deutschem Gottvertrauen wir furchtlos vorwärts schauen." Dies erst recht, wenn wir uns darüber klar geworden, was die Yankees in diesem Kriege wollen.

II. Was die Yankees wollen

1. Zunächst wollen die Amerikaner Geld verdienen, viel Geld

Deshalb hielten sie sich von vornherein an Großbritannien und nicht an Deutschland. Zwar führten wir Deutsche viel mehr Waren aus den Vereinigten Staaten ein, als wir dorthin ausführten; aber für die Amerikaner war die Ausfuhr nach Großbritannien noch viel günstiger, da sie im Jahre 1913 rund viermal soviel Waren nach Großbritannien ausführten als nach Deutschland. In Großbritannien lag auch viel mehr amerikanisches Kapital, das im Kriege geholt werden konnte, als bei uns. Damit war bei dem kapitalistischen Geiste der Yankees deren Stellungnahme von vornherein gegeben.

Die Geschäftsspekulation ging in den ersten zweieinhalb Kriegsjahren den Amerikanern ganz nach Wunsch. Im Jahre 1916 stieg die Ausfuhr der Vereinigten Staaten auf mehr denn das Doppelte der Ausfuhr des letzten Friedensjahres 1913, nämlich auf rund 5½ Milliarden Dollar (rund 24 Milliarden Mark). Dabei belief sich der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr 1916 auf 3,1 Milliarden Dollar (rund 13 Milliarden Mark). Mit dieser Warenbilanz ist das Bild indessen noch nicht vollständig, da die gesamte Verkehrsbilanz fraglos ein noch viel günstigeres Ergebnis aufweist. Jedenfalls sind die Vereinigten Staaten während des Weltkriegs aus einem Schuldnerland zu einem Gläubigerlande geworden.

Welche Geschäfte gemacht wurden, sei nur an einem Beispiel nachgewiesen. Der amerikanische Stahltrust hatte nach Vornahme der Abschreibungen im vierten Quartal 1914 einen Reingewinn von 8 010 598 Dollar, im vierten Quartal 1915 einen solchen von 40 853 113 Dollar und im vierten Quartal 1916 einen solchen von 96 322 000 Dollar. Beim Stande der heutigen Valuta (1 Dollar = 5,52 ℳ) beträgt demnach der Reingewinn des Stahltrusts im letzten Vierteljahr 1916 allein 529,65 Millionen Mark. Um ein richtiges Bild

dieser Riesengewinne in einem Vierteljahr zu erhalten, vergegenwärtige man sich, daß derselbe das Aktienkapital und die Reserven der Deutschen Bank nahezu erreicht. Der grausige Hunger nach Geld drängt auch nach dem 1. Februar 1917 auf Befriedigung. Darum eben trieben die Großindustriellen und die Großbanken der Vereinigten Staaten zum Kriege hin. Konnte das Geschäft im alten Umfange nicht weiter mit den Alliierten gemacht werden, so lief es doch bei der Beschaffung des Kriegsbedarfs für das eigne Land. Geschäft ist Geschäft. „Entsprechend unserm Charakter und unsern Motiven als Nation", sagte Wilson in seiner Rede vom 3. April 1917, „kämpfen wir für die Menschenrechte." Die Menschenrechte, um die es sich zunächst handelt, sind die Interessen der nordamerikanischen Kriegslieferanten und Banken an Riesenkriegsgewinnen.

2. Die Amerikaner wollen auch ihre politischen Schäflein und wirtschaftlichen Kühe in Amerika ins Trockne bringen

Wilson stellte sich in seinen überaus zahlreichen Noten der Menschheit in der tugendhaften Toga des Kulturimperialisten vor. Im vorausgehenden haben wir ihm diese fremde Toga zu unserm Bedauern abnehmen müssen, und siehe, was übrig und sichtbar bleibt, ist nackter politischer und krasser wirtschaftlicher Imperialismus.

Im Jahre 1898 fiel es der europäischen Menschheit wie Schuppen von den Augen, als die Yankees Spanien den Krieg erklärten und rückhaltlos die Fahne des politischen Imperialismus entfalteten. Es war kein Heldenstück, der Überfall der ungerüsteten spanischen Flotte, doch der Raubzug war rentabel und brachte die Schutzherrschaft über Kuba, den Erwerb von Portoriko, Guam, den Philippinen und den Hawai-Inseln ein. Jetzt erst erinnerten sich die „blamierten Europäer" der imperialistischen Tendenzen, die sich seit Jahren und Jahrzehnten, namentlich seit 1867, dem Ankauf der Halbinsel Alaska von Rußland, bei den Yankees immer und immer wieder offenbarten. Schon das folgende Jahr 1899 brachte den Vereinigten Staaten einen Teil der Samoa-Inseln. Jetzt war klar, daß das entrollte Sternenbanner im „Stillen Ozean" den Kampf mit dem „Großen Ozean" ankündigte. Japan grollte und knirschte, aber es geduldete sich, denn seine Stunde war noch nicht gekommen. Zwei Jahre später, 1901, sicherten sich die Yankees durch Vertrag mit England den Bau des zwischenozeanischen Panamakanals, und wiederum zwei Jahre später wird die Provinz Panama von ihrem Mutterlande Kolumbia getrennt und selbständige Republik; der Bau des Panamakanals konnte beginnen. Wiederum zwei Jahre später, 1905, wurde der Schutzvertrag mit San Domingo geschlossen, der in seiner folgerichtigen Fortentwicklung im Dezember 1916 einen amerikanischen Militärgouverneur mit militärischer Verwaltung auf Haiti brachte. Die „Kubanisierung" San Domingos und Haitis ist nahezu vollendet, und in Mittelamerika arbeiten eine folgerichtige Konzessions- und Wirtschaftspolitik an der „Haitisierung" Nikaraguas, Kostarikas, Salvadors und Honduras.

Echt amerikanisch und angelsächsisch ist das Kulturgewand, in das sich dieser politische Imperialismus gekleidet, und das den stolzen Namen Panamerika-

nismus trägt. Aus der Monroedoktrin ist es herausgewachsen. Am 2. Dezember 1823 hatte Monroe in seiner Jahresbotschaft an den Kongreß erklärt, daß die Vereinigten Staaten jedwelchen Versuch „ihrerseits" (d. h. der Allianz) ihr System auf irgendeinen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen (d. h. Spanien zur Wiedergewinnung seiner verlorenen Kolonien zu verhelfen) als gefährlich für unsern Frieden und unsere Sicherheit betrachten würden. Diese persönliche Meinungsäußerung des Präsidenten James Monroe ist bei den Yankees zur ehernen Doktrin geworden, an der sie so fest und zäh hängen wie der echte Puritaner an seiner Bibel. Amerika den Amerikanern.

Vor Grundsätzen und Schlagern pflegt auch der Deutsche alle Hochachtung zu besitzen, besonders wenn sie in der Praxis Beachtung und Befolgung finden. Kolonialpolitik und Imperialismus lassen sich aber mit Monroedoktrin nicht vereinen, vorausgesetzt, daß dieselbe so genommen wird, wie sie 1823 gemeint war und verstanden sein wollte. Wenn der politische Imperialismus von den Amerikanern aber heute vollständig im Einklang mit dieser Doktrin empfunden wird, so beweist das, daß sie im Laufe der Zeiten sich wesentlich veränderte. Man verzeihe, aber unwillkürlich fallen uns die Worte Mephistos an den Schüler ein:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort."

Alles ist im Flusse, sagt der alte Weltweise von Milet, und der Politiker von heute findet diese Wahrheit in vollem Umfange bei dem obersten politischen Dogma der Yankees bestätigt. Hatte die Monroedoktrin bis vor wenigen Jahren noch zur Abwehr von Übergriffen feindlicher Staaten gedient, so wurde dieselbe im August 1912 auf Antrag des Senators Lodges von dem Senate der Vereinigten Staaten ausgedehnt auf die Abwehr von fremden Korporationen, Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften usw. Wohin diese Erweiterung zielte, weiß heute alle Welt, nachdem durch die von ihr inaugurierte Politik es den schwächern amerikanischen Staaten erschwert und nahezu unmöglich gemacht wurde, Petroleum- und andere wirtschaftliche Konzessionen an europäische Unternehmer zu verleihen. Infolgedessen machen dort in Kolumbia, Nikaragua, Ekuador usw. die Yankees selbst fast ausschließlich die großen Geschäfte, und das je länger desto mehr. So mußte die Monroedoktrin, wirtschaftspolitisch gesprochen, dazu dienen, die offene Tür in Ländern Mittel- und Südamerikas zu verriegeln, und geschlossene Interessensphären für die Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Kontinente zu schaffen.

Die Südamerikaner sahen diese Entwicklung schon vor Jahrzehnten voraus und setzten zu Beginn dieses Jahrhunderts der drohenden Erweiterung von Monroes Lehre eine eigne, die Dragodoktrin, gegenüber, die verlangt, daß es keinem Staate erlaubt sein solle, mit Gewalt Schulden von einem andern Staate einzutreiben. Bis zur Stunde haben die Vereinigten Staaten Nordamerikas diese Lehre nicht anerkannt, wohl aber das Gegenteil in San Domingo betätigt und nichts unterlassen, um Mittel- und Südamerika wirtschaftlich und politisch zu durchdringen und zu erobern. Der Weltkrieg ist ihnen dabei in außerordentlicher Weise zu Hilfe gekommen, und wie nahe sich die Yankees,

an ihrem Ziele glauben, ergibt sich aus der neuesten Erweiterung der Monroedoktrin, die nicht mit Unrecht Wilsondoktrin genannt wird und die einen Allamerikanischen Verband „zur Verteidigung gemeinsamer Rechte gegen europäische und asiatische Mächte" fordert und die Befreiung der amerikanischen Länder vom europäischen Kapital und dessen Ersatz durch das nordamerikanische verlangt. Deutlicher und unverhüllter, als es hier geschah, konnte der Kapitalismus, Imperialismus und Mammonismus der Yankees sich schwerlich offenbaren.

3. Die Yankees wollen neue Ausbeutungsobjekte in der Welt und zu deren Sicherung gleichgesinnte und mächtige Helfershelfer

Die wirtschaftliche Eroberung Amerikas genügt den Amerikanern nicht. Eroberung des Weltmarktes lautet ihre Parole, und schon lenken sich die Blicke der interessierten Kreise seit Jahren und in gesteigertem Maße während des Weltkrieges auf China und Rußland hin.

Der Laie staunte, als er in Wilsons Kriegsrede im Kongreß (3. April 1917) von den „wunderbar ermutigenden Ereignissen in Rußland" hörte und vernahm, wie der Präsident der Vereinigten Staaten emphatisch betonte: „Dort haben wir einen würdigen Teilnehmer am Ehrenbunde". Daß doch recht viele unserer Volksgenossen diese Äußerung nicht als lächerlich naiv taxierten, sondern deren ganze Bedeutung und Tragweite sofort erkannt hätten! Rußland wäre längst finanziell zusammengebrochen, wenn England und Nordamerika es nicht gehalten hätten. Freilich ließen sie sich für ihre finanzielle Hilfe reale Garantien geben, die heute der weitern Öffentlichkeit noch nicht bekannt sind. Soviel aber steht fest, daß die Amerikaner in Sibirien und im asiatischen Rußland, Zukunftsländern des russischen Reiches, sich wirtschaftliche Rechte — Ausbeutungsobjekte — einräumen ließen, die uns Deutschen keineswegs gleichgültig sein können. Ebensosehr sind wir an der kommenden Wirtschaftspolitik und Handelspolitik des russischen Reiches interessiert. Inwieweit hier die amerikanische Konkurrenz für uns gefahrdrohend wird, ist heute allerdings noch völlig unentschieden. Der Verlauf der russischen Revolution und das tatsächliche Ende des Weltkriegs werden hier von ausschlaggebender Bedeutung sein. Für jetzt handelt es sich bei Wilson darum — deshalb auch seine tiefe Verneinung vor den siegreichen Revolutionären —, Rußland als Bundesgenossen nicht zu verlieren, und alles, was in seinen Kräften steht, zu tun, um Rußland beim feindlichen Verband zu halten. Das wird nicht nur Worte, sondern auch Geld, viel Geld kosten, und dabei ist der Wert des Wechsels für die Zukunft durch nichts und niemand garantiert.

Noch verworrener liegen die Dinge in China. Merkwürdig, auch für dieses Land haben die Yankees ihre eigne Doktrin, die Haydoktrin mit dem Grundsatz der offenen Türe und der Integrität des chinesischen Reiches. Klar und durchsichtig ist diese Lehre, so ganz und gar auf die Bedürfnisse der Amerikaner zugeschnitten; ebenso klar und durchsichtig aber widerstreitet sie den Wünschen und Interessen Japans. Scharf waren die Gegensätze dieser beiden Staaten schon 1898 aufeinander gestoßen, als die Vereinigten Staaten die Hawai-Inseln besetzten, und nicht minder scharfe Auseinandersetzungen brachte

in den letzten beiden Jahrzehnten, zuletzt noch im Jahre 1916, die Auswandererfrage in Kalifornien. Noch in lebhafter Erinnerung steht die Beendigung des Russisch-Japanischen Krieges durch die Vermittlung Roosevelts, die Japan um einen schönen Teil seiner Erfolge brachte, und eine Wut im japanischen Volke auslöste, die von den gelben Neidingen so wenig vergessen sein dürfte wie Deutschlands Stellungnehme gegen Japan nach dem Chinesisch-Japanischen Kriege. Wiederum wurden die Japaner nach ihrem Eintritt in den Weltkrieg durch den Staatssekretär Bryan herausgefordert, der in echt amerikanischer Überhebung einige amerikanische Wünsche protokollierte und deren Beachtung den Japanern dringend ans Herz legte. Vornehmlich war gewünscht, daß sie sich bei ihren Operationen auf die chinesischen Gewässer beschränken und keine Gebietserweiterungen machen sollten. Doch ungeniert und unbekümmert um diese Yankeewünsche fuhren die Japaner in den Großen Ozean hinaus und besetzten dort die deutschen Südsee-Inseln. Auch gingen sie in China selber vor, und das so frank und unverfroren mit 21 Forderungen an das Reich der Mitte, daß jeder Staatsmann wußte, daß Japan die Vormundschaft über China und erhebliche handelspolitische Vorteile im chinesischen Wirtschaftsgebiet erstrebte. Gleichzeitig mußte China in dem Pekinger Vertrag vom Mai 1915 versprechen, niemals Häfen, Buchten oder Inseln an der Küste an Mächte abzutreten oder zu verpachten. So stehen sich denn die politischen und wirtschaftlichen Interessengegensätze der Japaner und der Amerikaner in China heute schon scharf gegenüber, und eine Verschärfung der Interessengegensätze dürfte sich in den nächsten Jahren ergeben, je mehr Amerika einerseits mit seiner Ausfuhr auf den chinesischen Markt hingewiesen wird, und je mehr andererseits Japan durch die wirtschaftliche Hebung Chinas Auswanderermassen mit niedern Kulturstufen nach den Vereinigten Staaten und dem amerikanischen Kontinente leitet. Kein Wunder darum, wenn führende amerikanische Politiker einen bewaffneten Staatenbund zum Schutze der Haydoktrin vorschlagen. Echt amerikanisch: einen bewaffneten Staatenbund zum Schutze der amerikanischen Interessen!

Natürliche Glieder dieses Staatenbundes aber wären England und Rußland: Rußland mit seinen lebhaften Interessen in Wladiwostok, in China und überhaupt im Osten seines Riesenreiches — auch darum die Verneigung Wilsons vor den siegreichen Revolutionären —, England mit seinen großen Interessen in Vorder- und Hinterindien, in Südchina und China überhaupt (insonderheit seinem chinesischen Pachtgebiet Hong-Kong), in Australien, der Südsee und somit an der ganzen Lösung der Pazifischen Frage. Mögen die wiederholt im Weltkrieg aufgetauchten Behauptungen von einem geheimen Vertrag zwischen Washington und London den Tatsachen entsprechen oder nicht, jedenfalls rechneten und rechnen die Staatsmänner der Vereinigten Staaten auf die tatkräftige Unterstützung der verwandten Angelsachsen Großbritanniens bei der Lösung der im und am Großen Ozean schwimmenden und schwebenden Probleme. Auch darum die Stellungnahme Wilsons für England und gegen Deutschland. So oft in diesem Völkerringen den Briten verhängnisvolle Gefahren drohten, erhob er drohend die Hand, und jetzt, da ihre Lage lebensgefährlich geworden, tritt er entschlossen an ihrer Seite in den Weltkrieg ein. Die Fertigstellung des Panamakanals mit seiner großen strategischen Bedeutung, die

gewaltigen Rüstungen der Vereinigten Staaten zu Wasser und zu Lande, der Anschluß an die Entente und der Eintritt in den Krieg bewegen sich in der gleichen imperialistischen Richtung gegen Deutschland und seine Verbündeten einerseits, gegen Japan und zur Lösung der Pazifischen Frage anderseits. Die Angelsachsen glauben sich zur Weltherrschaft berufen und haben den Kampf um die Welt aufgenommen. Und wir, wir stehen fest, wenn auch die Welt in Trümmer geht, und kämpfen für unsere Ehre, des Reiches Sicherheit und unseres Vaterlandes Zukunft.

III. Was die Yankees können

Geredet ist genug, der Noten sind auch genug gewechselt. Jetzt gilt es zu zeigen, was die Yankees können. Daß sie zu bluffen verstehen, glauben wir ihnen gerne, auch ohne daß neue Beweise zu den alten hinzukommen. Doch darauf kommt es gar nicht an, da wir wissen, daß weder Hindenburg noch Bethmann Hollweg auf die Bluffpolitik der Amerikaner hereinfallen werden. Jetzt gilt es, Taten und Beweise vorzubringen für die Behauptung, daß die kriegsentscheidenden Kräfte den Yankees zur Verfügung stehen oder doch gestellt werden können, und da antworten wir auf die Frage, was die Yankees können: 1. Die Yankees können rüsten. 2. Die Yankees können sich täuschen.

1. Die Yankees können rüsten

Das wollen und das tun sie fraglos in großem Umfange zu Wasser und zu Lande. Schon vor der Kriegserklärung hatten sich die Amerikaner ein neues und gewaltiges Flottenprogramm gegeben, nach welchem in den Jahren 1917—1921 10 Linienschiffe, 6 Schlachtkreuzer, 10 Aufklärungskreuzer, 50 Zerstörer, 15 Hochsee-Unterseeboote und 85 Küsten-Unterseeboote gebaut werden sollen. Fertig sind von diesen Schiffen heute noch keine, deshalb kommt für unsere Feinde für jetzt nur die bisherige Flotte in Betracht, die im übrigen noch vollständig zu bemannen und auszurüsten ist. Sie setzt sich zusammen aus 32 Linienschiffen, 13 Panzerkreuzern, 13 geschützten Kreuzern, 70 Zerstörern und etwa 50 Unterseebooten, von welch letztern sich wiederum nur ganz wenige auf die Hochsee hinauswagen können.

Die Kernfrage ist nun die, ob die Amerikaner ihre Flotte zugunsten Englands einsetzen werden und ob im Falle der Vereinigung beider Flotten sie es wagen werden und wollen, die deutsche Kriegsflotte und ihre Stützpunkte anzugreifen. Gewiß, werden unsere Feinde sagen und manche Schwarzseher auch in unsern Reihen denken. Abwarten! Vorerst hat die britische Flotte trotz der gewaltigen Unterstützung durch die Alliierten sich nicht oder doch nur ganz selten aus ihrem Versteck hervorgewagt, vorerst hält Japan mit seiner Flotte vorsichtig zurück und baut nach neuen Meldungen eifrig am Bau seiner Kriegsfahrzeuge, vorerst haben auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas ein außergewöhnliches Interesse an dem Bestande und der Erhaltung ihrer eignen Flotte. Sodann ist eine Seeschlacht, selbst einer an Zahl überlegenen Flotte gegen unsere deutsche Kriegsflotte, wie die Schlacht am Skagerrak bewiesen, mit einem hohen Risiko verbunden, ganz abgesehen davon, daß unsere Seehelden sich schwerlich in einen aussichtslosen Kampf einlassen dürften, da sie sich jederzeit auf ihre maritimen Stützpunkte zurückziehen könnten. Schließ-

lich sind die deutschen Tauchboote ganz unberechenbare Faktoren in der Seeschlacht und vor und nach derselben höchst gefährliche „Meerdämonen", die mit einem Torpedo die stolzesten Linienschiffe und Schlachtkreuzer, wie die Versenkung des Linienschiffes „Danton" erst jüngst bewiesen, auf den Meeresgrund befördern können. Somit bleibt trotz aller großen Redensarten den amerikanischen Kriegsschiffen, die sich etwa in das europäische Kriegsgebiet wagen sollten, bei Angriff unserer Tauchboote nur die Wahl, die von den Kriegsschiffen unserer seitherigen Feinde getroffen werden mußte — zickzackfahrend in der Flucht den bessern Teil der Tapferkeit zu suchen.

Wohl aus diesen Gründen hat Generalfeldmarschall v. Hindenburg am Ostermontag (9. April 1917) dem Berliner Vertreter der spanischen Zeitung „La Vanguardia" in Barcelona, Enrique Dominguez-Rodino, auf die Frage, ob er eine Beeinträchtigung der deutschen Seesperre durch das Eingreifen der amerikanischen Flotte für ausgeschlossen halte, klipp und klar geantwortet: „Ganz gewiß. Wenn bisher die englische Flotte mit Hilfe der französischen, italienischen, russischen und japanischen der Unterseebootgefahr nicht Herr werden konnte, so wird das auch die amerikanische nicht vermögen. Die Seesperre geht mit wachsender Wirksamkeit weiter. Bei jedem neuen Transport müssen die Amerikaner das wachsende Risiko in Kauf nehmen. Je mehr Schiffe auf dem Ozean schwimmen, desto größer wird die Unterseebootbeute."

Ganz in den Rahmen der bisherigen Bluffpolitik der Yankees fällt die Behauptung, daß demnächst schon ein gewaltiges Landungskorps nach Europa abgehen werde. Bevor dasselbe indessen nach Europa eingeschifft werden kann, werden die Amerikaner zunächst für die zu verschiffenden Mannschaften sorgen müssen. Noch im Jahre 1898 betrug die Friedensarmee der Vereinigten Staaten ganze 25 000 Mann. Nach dem bekannten Gesetz vom letzten Jahre (1916) sollte die Friedensstärke auf 111 305 Mann und 4847 Offiziere erhöht werden. Von diesen Mannschaften, die, nebenbei bemerkt, zum guten Teil nur auf dem Papier stehen, sind indessen nur 68 000 in den Vereinigten Staaten selbst stationiert. Aber nicht einmal diese stehen für die Kriegführung in Europa zur Verfügung, da sich unter ihnen 20 000 Mann Küstenartillerie und nahezu 20 000 Mann Verwaltungstruppen befinden, sonach wären wirkliche 28 000 Mann zur Fahrt bereit. Dazu kommt noch die amerikanische Miliz, die nach den neuesten Gesetzen 150 000 Mann umfaßt, auf dem Papier wohlverstanden und nicht in Reih und Glied, denn als vor Jahresfrist 84 000 Mann der Miliz gegen Mexiko aufgeboten werden sollten, hatte man gerade 48 000 Rekruten notwendig, um die angeforderten Bestände auch tatsächlich zu erhalten.

Jetzt sollen nach Wilsons neuester Kriegsrede 500 000 Mann mobilisiert werden. Da man aber nur ausgebildete Truppen mobilisieren kann, solche aber nicht vorhanden sind, besagt diese Mobilmachung weiter nichts als die Ausbildung und Ausrüstung einer halben Million Feldsoldaten. Das ist das militärische Problem, das es jetzt zu lösen gilt. Reiche Staatsaufträge werden infolgedessen der amerikanischen Rüstungsindustrie zufallen, deren Geschäft wird somit weiter blühen. Ein Zweck der Kriegserklärung wäre damit wohl erfüllt. Anders freilich wird es mit der Ausbildung dieser halben Million Mannschaften, die später auf eine Million erhöht werden sollen, stehen, denn

dazu braucht man Unteroffiziere und Offiziere zu Tausenden und Zehntausenden. Diese sind aber nicht, wenigstens nicht in hinreichender Menge vorhanden. Bis diese Truppen in den Kampf gesandt werden können, vergehen Monate, ein halbes und wohl auch ein ganzes Jahr. „Selbst bei intensivster Arbeit", sagt Generalfeldmarschall v. Hindenburg in dem soeben erwähnten Interview, „und größter Unterstützung durch die Ententestaaten, durch Entsendung von Instruktionsoffizieren usw. ist nicht damit zu rechnen, daß bestenfalls vor Jahresfrist ein amerikanisches Expeditionskorps von einigermaßen erheblicher Stärke zur Einschiffung nach Europa bereit ist." Bei dieser Sachlage ist das amerikanische Landheer beim heutigen Stande der Dinge auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen eine Gefahr für Deutschland nicht, und das um so weniger, wenn die schwebenden Offensiven, wie wir glauben und vertrauen, in diesem Jahre die Entscheidung im Völkerringen bringen.

Ob die Yankees sich hierüber so ganz im unklaren sind? Schwerlich! Doch was macht's? Sie rüsten ja nicht allein gegen uns. Sie wollen auch ihrer Eigenart und ihren Motiven entsprechend den „Menschenrechten" im unruhigen Mexiko zum Siege verhelfen und für die drohende Auseinandersetzung mit Japan, zu der sie jetzt durchaus unvorbereitet sind, vollauf gerüstet sein. Diese Rüstungsarbeit wird aber für die Yankees um so dringender zu Wasser und zu Lande, als ihre stillen Teilhaber an der Pazifischen Frage, die Briten, durch diesen Krieg so in Anspruch genommen und geschwächt wurden, wie Jonathan und John Bull es sich früher niemals hätten träumen lassen. So ist es gegenwärtig eine prickelnde Feststellung für den Chronisten: Der Imperialismus der größten Weltdemokratie zwang derselben den Marinismus und Militarismus auf. Wir Deutsche sahen die Dinge kommen, und unsere Reichsregierung sowohl wie die oberste Heeresleitung haben vor der Erklärung des unbeschränkten Tauchbootkrieges damit gerechnet, sie wurden wohl erwogen und gewogen, aber, wie Hindenburg schlechthin erklärt, „als zu leicht befunden".

2. Die Yankees können sich täuschen

in ihren Hoffnungen und Erwartungen, sowohl in ihren Freunden und Verbündeten als auch in ihren Feinden — in uns.

Wiederholt haben wir schon auf die amerikanischen Interessen in Rußland hingewiesen. Das alte Regime des Zaren hatte sich den Yankees weitgehend verpflichtet. Sein erster Erbe, die Regierung Miljukows, erkannte die eingegangenen Verpflichtungen an und entschloß sich auch zur Weiterführung des Krieges und Weiterbringung der Opfer bis zum siegreichen Ende. Die Nebenregierung der Arbeiter und Soldaten aber will Frieden, und die russischen Sozialrevolutionäre verlangen Frieden um jeden Preis. Zwei oder mehr Regierungen halten sich in Petersburg gegenwärtig noch die Wage, auf wie lange noch? Wird die englische Revolution in Rußland Sieger bleiben, oder wird auf diese die eigentliche russische Revolution folgen? Wird die Lebensmittelversorgung der Großstadt und der Armee sich in den nächsten Monaten regeln lassen? Werden die Verkehrsverhältnisse, die sich in wahrhaft russischen Zuständen befinden, die Munitions- und Lebensmittelversorgung des Heeres und Landes gestatten? Das alles sind, da diese Zeilen geschrieben werden,

noch unentschiedene Probleme, die freilich immer mehr und mehr zur Entscheidung drängen, da die Revolutionierung der Köpfe in der russischen Heimat- und Frontarmee stetig vorwärts schreitet. Siegen die Sozialisten und friedensfreundlichen Revolutionäre über die imperialistischen Ententefreunde in Rußland, dann steht der russische Staatsbankrott vor der Türe, und dann ist auch der amerikanische Wein, den die Yankees in russische Schläuche gossen, zu Essig geworden.

Gelingt es den Amerikanern nicht, den Krieg zu einem siegreichen und baldigen Ende zu führen — und das scheint vollständig ausgeschlossen —, dann steigen die wirtschaftlichen und finanziellen Opfer, die sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre Verbündeten bringen müssen, von Monat zu Monat und von Woche zu Woche. Gleich nach der amerikanischen Kriegserklärung sprach man drüben allerdings großmütig und großzügig von Milliardenschenkungen an Großbritannien und Frankreich, heute hört man auch davon keine Silbe mehr. Indessen viel wichtiger als Geld sind Lebensmittel und Kriegsmaterialien für die hart bedrängten Alliierten. Aber Kriegsmaterialien benötigen die Amerikaner jetzt selbst in steigendem Maße für die eigne Rüstung, und Lebensmittel haben sie selbst nicht mehr in Überfluß, und schon kündigte ihr Landwirtschaftsminister am Ostermontag (9. April 1917) für dieses Jahr auf Grund des Saatenbestandes eine Weizenmißernte schlimmster Sorte an. Und wenn auch Getreide und Munition in reicher Menge vorhanden wären, dann müßten sie über den Ozean verfrachtet werden, den Ozean, der das Danaidenfaß der amerikanischen Kriegsunterstützung werden könnte.

Könnte? Zwei Monate uneingeschränkten Tauchbootkrieges liegen hinter uns. Im Februar belief sich die Beute auf 368 Schiffe mit 781 500 Tonnen, und die vorläufige Märzbeute ist schon auf 435 Schiffe mit 861 000 Tonnen gestiegen. Somit ist innerhalb zweier Monate der Weltfrachtraum um rund 1 640 000 Tonnen vermindert worden. Die englische Handelsflotte allein hat einen Verlust von mindestens 1 Million Tonnen zu verzeichnen, ein verhängnisvoll schwerer Verlust. Schon im Januar 1917 reichte der Schiffsraum, über den England verfügte, nicht mehr aus, um den vollen Bedarf des Landes hinreichend und vorsorgend zu decken. Ein durchschlagendes Abwehrmittel gegen die Unterseeboote haben die Briten nicht, und ihre sonstigen Verteidigungsmittel, Einschränkung des Seeverkehrs, Rationierung der Lebensmittel, Sparsysteme und Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion reichen nicht aus, denn England, das drei Viertel bis vier Fünftel seiner Lebensmittel aus dem Auslande bezieht, kann nicht wie wir auf die heimischen Vorräte zurückgreifen und so durchhalten, durchfasten, durchhungern. Das Hungergespenst, das mit dem 1. Februar 1917 schüchtern aus der Atlantik auftauchte, ist größer und größer geworden und nähert sich herzhaft von Woche zu Woche mehr und mehr den vereinigten Königreichen Großbritannien und Irland — nicht als Gespenst, sondern als fürchterliche Tatsache für die Schürer des Weltbrandes.

Heute schon haben sich die Rollen vertauscht. Zweiundeinhalb Jahr führt England mit seinen Alliierten den Krieg zu Wasser und zu Lande im Glauben, durch seine Seemacht und seine Blockade Deutschland und seine Verbündeten zwingen zu können. Heute macht unser uneingeschränkter

Tauchbootkrieg die Briten zittern und zeigt ihnen, was sich einschränken, fasten und hungern heißt, und dabei haben wir erst zwei Monate uneingeschränkten Tauchbootkrieg. Landkrieg und Seekrieg sind für uns ein großes harmonisches Ganze geworden mit einer gigantischen Einheit der Front auf der innern Linie und einer riesenhaften Geschlossenheit der Kriegführung zu Land und zur See. „Nichts, was geschieht", sagt unser Hindenburg in der bereits erwähnten Unterredung mit dem spanischen Journalisten, „an irgendeiner Front, zur See und in der Luft, ist Einzelerscheinung. Alles ist Glied eines großen Planes. In diesem Sinne sind Heer und Flotte eine Einheit geworden. Heute, nach nur zwei Monaten Unterseebootkrieg kann ich Ihnen bereits sagen, daß unsere Rechnung richtig war. Der Weg, den wir, unter Würdigung aller Gefahren, eingeschlagen, führt zum Ziele." Er führt zum Ziel, er führt zum Siege! „Wir stehen mit unsern Verbündeten geschlossen, einsam in der Welt, klar und kalt. Wir haben alle Möglichkeiten erwogen und nach bestem menschlichen Wissen und Gewissen die gewählt, die zum Sieg und zum Frieden führen." Klar schauen wir Deutsche den kommenden Dingen ins Angesicht, in heiligem Gottvertrauen und begründeter Siegeszuversicht. Kalt lassen uns alle Bluffs und hochtrabenden Redensarten, kalt auch alle Drohungen und Selbstüberhebungen unserer Feinde. Entschlossen bringen wir die Opfer, die die Vorsehung fordert für uns und unsere Kinder, für Haus und Herd, für Heimat und Vaterland. Geschlossen stehen wir, ein einzig Volk von Brüdern, zusammen im Kampfe für unser gutes deutsches Recht gegen welsche Vergewaltigung, für die Freiheit unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens, gegen fremde Knechtung und Unterdrückung, für die kulturellen Errungenschaften und nationalen Erfolge unserer Väter, gegen die ganze feindliche Raubgesellschaft, die uns auszurauben und zu vernichten droht. In ernster Stunde und auf der Höhe des Weltkrieges sind wir uns bewußt: „Wie Feuersglut und Flammen gehören wir zusammen." „Was unsere Väter taten, das soll auch uns geraten." In diesem Gott- und Selbstvertrauen geloben wir mit dem deutschen Dichter in des Breisgaus Perle (Dr. H. Gassert):

„Ich bin ein Deutscher, deutsch ist auch mein Glauben.
Ich glaube an den alten deutschen Gott.
Kein Mensch soll mir mein Gottvertrauen rauben,
Kein Teufel ihn verleiden mir durch Spott.
Mit deutschem Gottvertrauen
Wir furchtlos vorwärts schauen!"

Anmerkung. Der vorliegende Stoff kann auch in zwei Vorträgen behandelt werden; die ersten zwei Teile würden den einen Vortrag bilden.

Inhalt

Vortragsskizzen Nr. 27: Die … im Kriege. 4.– … 13 Pf. — Nr. 28: Die gemeinsame Not. Pre… Werbevorträge für die sechste Kriegsanleihe. … Nr. 30: Unsere Landwirtschaft in der Stunde der Entscheidung 4.—6. Tausend. Preis 20 Pf., postfrei 23 Pf.

Soziale Auskünfte Nr. 40: Ein Hilfsamt. Einheitliche Organisation der Fürsorgearbeit in der Kriegszeit. 10 Pf. — Nr. 41: Die Lebensmittelversorgung durch das Hilfsamt in der Kriegszeit. 10 Pf. — Nr. 43: Wie sichern wir trotz des Mangels an Arbeitskräften die Feldbestellung und die nächste Ernte? 10 Pf. — Nr. 44: Wie sind die Früchte des gegenwärtigen Krieges in unserm Volke dauernd zu erhalten? 10 Pf. — Nr. 49: Volksaufklärung über die Fragen der Lebensmittelversorgung. 20 Pf. — Nr. 50: Die heimkehrenden Krieger und unsere Aufgaben. 20 Pf. Gegen Mehreinsendung von 3 Pf. in Marken erfolgt postfreie Zusendung.

Vorträge für die Kriegszeit

Viertes und sechstes Heft sind vergriffen.

Erstes Heft. 9. Tausend. Preis 30 Pf. Inhalt: Unsere Kämpfer draußen. — Der Krieg als Wecker sittlicher Kräfte. — Wie kam's zum Weltkrieg? — Deutschland im Kampf um seine Existenz. — Deutschland in der Wirtschaftskonkurrenz der Weltmächte. — Staatsbürgerliche Aufgaben zur Kriegszeit.

Zweites Heft. 9. Tausend. Preis 30 Pf. Inhalt: Was ist deutsche Kultur? — Das Werden der englischen Weltmacht. — England und seine Politik im 19. Jahrhundert.

Drittes Heft. 7. Tausend. Preis 30 Pf. Inhalt: Der Weltkrieg im Lichte der Weltgeschichte. — Der Weltkrieg im Lichte des Glaubens. — Kurze Ansprachen: Vaterland. Vom Durchsetzen des deutschen Wesens. Wie erleben wir den Staat im Kriege? Volkskrieg. Der Krieg als Erzieher. Gemeinsinn. Der Verkehr mit den Angehörigen im Felde. Heldentod. Guten Mutes. Die Pflichten der Daheimgebliebenen.

Fünftes Heft. 5. Tausend. Preis 30 Pf. Inhalt: Rußland und seine Politik. — Von Rußlands Volk und Kirche. — Was schuldet die Jugend dem Vaterlande?

Siebtes Heft. 4. Tausend. Preis 30 Pf. Inhalt: Islam, Türkei, Heiliger Krieg. — Die Türkei als Kampfgenosse.

Achtes Heft. 4. Tausend. Preis 30 Pf. Inhalt: 1. Wie muß die Stadt- und Industriebevölkerung ihre Ernährung während der Kriegszeit einrichten? — 2. Wie muß die Landbevölkerung helfen, den englischen Aushungerungsplan zu vereiteln? — 3. Wie führen wir den Volksernährungsfeldzug? — 4. Ernährungs-Merkblatt.

Neuntes Heft. 1.—3. Tausend. Flottenvorträge. Preis 30 Pf. Inhalt: Die deutsche und die englische Flotte. — Unsere Schlachtschiffe und Kreuzer. — Torpedoboote, Unterseeboote und Seeminen.

Zehntes Heft. 1.—3. Tausend. Inhalt: Italiens Politik von der Gründung des Dreibundes bis zum Treubruch. — Italiens Volkswirtschaft und der Dreibund.

Volksvereins-Verlag GmbH., M.Gladbach